



Max Riccabona und Natalie Beer Zwei Antipoden der Nachkriegszeit

Ulrike Längle

„Kleider machen Leute“

In ihrer Autobiographie „Der brennende Rosenbusch“ von 1983 berichtet Natalie Beer folgende Episode aus der Kriegszeit, die sie als Leiterin der Presseabteilung der NS-Frauenschaft in Innsbruck erlebte:

„Als ich eines Tages am Schaufenster von Lodenbauer vorbeiging, sah ich einen schönen weißen Hirtenloden darin prangen. Da ich weiter nichts anschaffen konnte, aber mit der mehr als bescheidenen Garderobe auch nichts benötigte, fiel mich die ungeheure Lust an, diesen Loden für ein Kostüm und eine Hose zu kaufen. In Tirol trug jeder Loden, natürlich eher grau oder grün, aber ich wollte den weißen, denn weiß stand meiner immer sonnenverbrannten Haut am besten. Den Rock nähte ich mir selber, Jacke und Hose ließ ich schneiden. Nun hatte ich ein Kostüm für die Ewigkeit, denn Loden hat keinen Tod.“

Dieses Kostüm begleitete Beer bis lange in die Nachkriegszeit. Wer weiß, woran sie bei der Farbe Weiß – außer an den hübschen Kontrast zu ihrer braunen Haut, man sieht geradezu eine Leni Riefenstahl des Heimatromans vor sich – gedacht hat: an die weißen Wadenstutzen der illegalen Nationalsozialisten, an die weiß gekleideten Wälderinnen, die nach der Sage die Schweden im Dreißigjährigen Krieg in die Flucht geschlagen haben sollen oder einfach an Weiß als Farbe der Unschuld. Alle diese Konnotationen werden uns im Laufe dieses Vortrags begegnen.

Max Riccabona war von 1942 bis 1945 Häftling im KZ Dachau. In seinen Erinnerungen an diese Jahre, die er unter dem Titel „Auf dem Nebengeleise“ in den sechziger Jahren schrieb, taucht in einer poetologischen Vorbemerkung ebenfalls ein Kleidungsstück auf:

„Aber ich nehme an, daß auch andere Menschen gerne das, ‚wie’s sich gehört‘ feierliche und vor allem korrekte Kleid des Positiven, das sie auf dem Markt, im Büro und bei der Arbeit am Spesenverbrauchsfließband benützen,

*hie und da bei der feiertäglichen Freizeitgestaltung ablegen und eine zerflickte Trainingshose anziehen, um sich in derselben mehr oder minder sowohl physio-, als auch psycho-, wie auch schließlich animokratisch (die falsche Anwendung der Fremdwörter geschieht bewußt, es sind mir keine anderen eingefallen) auspatzen zu können, um einen Dialektausdruck zu gebrauchen. Diesem lobens[werten] und seelisch Preis stabilisierenden Vorhaben sollen nun diese Zeilen dienen. Tun sie dies, dann habe ich mein Ziel erreicht.“*²

Die zerflickte Trainingshose, in der sich der Schriftsteller „auspatzt“, in der er seine Assoziationen ohne Rücksicht auf Formkonventionen niederschreibt, ist geradezu ein Gegenbild zu Beers weißem Lodenkostüm. Die Kleidungsstücke verweisen auf die gegensätzlichen literarischen Traditionen, in denen die beiden stehen: hie die Vertreterin der anti-modernen Heimatliteratur und der konventionellen Lyrik, dort der avantgardistische experimentelle Autor. Die Gegensätze gehen noch weiter: Natalie Beer verkörperte literarisch sozusagen das „Volk“, und zwar das alemannische, während Riccabona ein hoch gebildeter Poeta doctus aus der Oberschicht und noch dazu herkunftsmäßig ein Tiroler war. Natalie Beer, geboren 1903, stammt aus einer kinderreichen, in den dreißiger Jahren sozial deklassierten Familie aus dem ländlichen Bregenzerwald und hatte Volksschulbildung und eine einjährige Handelsschule. 1932 wurde sie in einem Artikel in der „Süddeutschen Sonntagspost“ auf eine Art und Weise eingeführt, die entfernt daran erinnert, wie Franz Michael Felder, der autodidaktische „Bauer als Dichter“ (Rudolf Hildebrand), im 19. Jahrhundert präsentiert wurde:

„Wir veröffentlichen das nachstehende Gedicht nicht seiner Formenschönheit wegen oder aus anderen ästhetischen Gründen – uns ist es wichtig als Bekenntnis, das unmittelbar aus dem Volke kommt. Natalie Beer, ein Bauernmädchen aus dem Bregenzerwald, hat es verfaßt. Es ist begabt mit der echten Sprache eines natürlichen Empfindens. In einem kleinen Dörfchen ist es geboren, aufgewachsen zwi-

schen Bauern, selbst ein Bauernkind, das kaum eine andere Bildung genießen konnte als die Dorfschule und das Leben selbst, das stille, bunte einfache Gebirgsleben.“³

Allerdings stammt sie aus dem berühmten Barockbau-meistergeschlecht der Beer. Ihr sozialer Aufstieg begann im Dritten Reich mit einer Anstellung bei der NS-Frauenschaft in Innsbruck. Nach dem Krieg wurde sie in Vorarlberg zur gefeierten Landesdichterin.

Max Riccabona, Jahrgang 1915, entstammt dem liberalen, vermögenden Bürgertum in Feldkirch und hat unter seinen adeligen väterlichen Ahnen, den Welschtiroler Riccabonas, einen Kardinal und drei Fürstbischöfe. Sein Vater Gottfried von Riccabona ließ sich in Feldkirch als Rechtsanwalt nieder, die Mutter war eine gebürtige Perlhefter aus einer jüdischen Familie in Bayern. Riccabona war ein vermögender Sohn aus gutem Hause, der an verschiedenen europäischen Universitäten studierte, CV-Mitglied wurde und eine Laufbahn als Diplomat ergreifen wollte, bevor das Dritte Reich seine Pläne zunichte machte und er wegen seiner Tätigkeit im monarchistischen Widerstand gegen Hitler nach Dachau kam. Sein experimentelles literarisches Werk, die „Baulemente zur Tragikomödie des x-fachen Dr. von Halbgreyffer oder Protokolle einer progressivsten Halbbildungsinfektion“ (1980) und die KZ-Memoiren „Auf dem Nebengeleise“ (1995) sind nur einem kleinen Publikum bekannt geworden. Als Spätfolge der im KZ erlittenen gesundheitlichen Schäden lebte er nach einer Tätigkeit als Rechtsanwalt von 1965 bis zu seinem Tod, also 32 Jahre lang, als Pensionär in der Pflegeanstalt Jesuheim in Lochau.

An diesen beiden biographisch wie literarisch extrem gegensätzlichen Figuren sollen nun Konstellationen der Literaturpolitik im Vorarlberg der Nachkriegszeit aufgezeigt werden.

Natalie Beer: „A so a vergottete Suu“

In ihren Memoiren beschreibt Beer einen lebensgroßen Porträtkopf, den ein Bildhauer Veit aus Lindau von ihr angefertigt hat:

„Dieser lebensgroße Porträtkopf stand später in unserer Stube auf einem Bücherregal. Er wurde kaum beachtet, niemand erkundigte sich nach ihm. Bis einmal ein Nachbarkind, ein vielleicht vier- bis fünfjähriger Knabe, diesen Kopf erblickte und eine Weile betrachtete, um sich dann zu äußern: ‚Ist das aber ein schwarzer Mann‘ (Maa, sagte er), und ich ihn belehrte, daß es eine Frau wäre, die der Künstler so geformt hätte. Aber der Kleine ließ sich nicht beeinflussen und ich kann sein Urteil nur im Alemannischen hier weitergeben: ‚A so a vergottete Suu!‘ Wir brachen in Gelächter aus, denn die Wahrheit, sagte man, stamme aus Kindermund. Dennoch möchte ich den Ausdruck vergottet, den man heute kaum mehr hört – er ist bregenzerwälderisch – eigentlich mit verteufelt übersetzen, die schlimmste Bezeichnung, mit der man das Tun oder Aussehen eines Menschen vordem bezeichnet hatte.“⁴

Wenn man davon ausgeht, dass eine Selbstbiographie nicht die schlichte Aneinanderreihung von Fakten ist, die ein Individuum erlebt hat, sondern die Funktion eines „Biographiegenerators“ erfüllt, um einen Ausdruck des Trierer Soziologen Alois Hahn⁵ zu verwenden, also eines Mediums, in dem das Ich sich selbst und seine Biographie durch die Auswahl und Interpretation der Fakten erst erschafft, ist diese scheinbar harmlose Anekdote doppelt aufschlussreich. Einmal erscheint Natalie Beer hier als Mann, was man z. B. auf ihre für eine Frau, zumal aus dem katholisch-konservativen Vorarlberg, ungewöhnliche Karriere im Dritten Reich beziehen kann. Zum anderen ist es nicht selbstverständlich, sich selbst als „verteufelte Sau“ zu präsentieren, mit dem schlimmsten Ausdruck nicht nur für das Aussehen, sondern auch für das Tun eines Menschen. Dass dieser Ausdruck in einem Buch steht, mit dem Natalie Beer ihren wohlmeinendsten Förderern, etwa dem Landeshauptmann



von Vorarlberg, Dr. Herbert Keßler, in den Rücken gefallen ist, indem sie sich noch 1983 ziemlich deutlich zum Nationalsozialismus bekannte, kann man auch als verkappte Selbsteinschätzung lesen. Sie wusste, dass ihre Erinnerungen Ärger machen würden. Am 5. Februar 1983 schrieb sie aus Rankweil an Landeshauptmann Dr. Herbert Keßler:

*„Im Frühling wird mein neuer Roman, Lebenserinnerungen erscheinen, ein Buch, das ich mit Schmerzen geschrieben habe, denn auch die Kriegszeit und meine damalige Einstellung mußte gestaltet werden. Entweder ist der Mensch ehrlich – oder er schweigt besser. Es kann sein, daß manche Leser aufgestört sein werden. Aber, das muß ich eben in Kauf nehmen.“*⁶

Rekapitulieren wir kurz die biographischen Fakten: Natalie Beer, 1903 in Au als erstes von 13 Kindern als Tochter des Kaufmanns Josef Anton Beer und dessen Frau Eugenie geboren, Volksschule, einjähriger Handelskurs für Mädchen in Bregenz, zehn Jahre Arbeit im elterlichen Stoffgeschäft, das 1924 nach Rankweil verlegt wurde, im Verkauf, der Buchhaltung und Korrespondenz. Nebenbei private Halbtagschule für schulentlassene Mädchen in häuslicher Näh- und Handarbeit. Nach dem Konkurs des väterlichen Geschäftes Arbeit im Hotelfach (Büffetbetrieb), als Verkäuferin in einem Kolonialwarenladen in Feldkirch und Handarbeitsunterricht in einer Mädchenschule in Meran.

Damals begann auch ihre schriftstellerische Tätigkeit: 1930 erschienen erste Gedichte im „Holunder“, der Wochen-Beilage der „Vorarlberger Landeszeitung“, weitere Gedichte und kleinere Prosaarbeiten folgten in den dreißiger Jahren im „Feierabend“, in der „Vorarlberger Landeszeitung“ und in der „Heimat“.

Der Kontakt zu nationalsozialistischen Publikationsorganen wurde viel früher hergestellt, als man bis jetzt wusste: In einem undatierten „Lebenslauf“ im Nachlass, vermutlich aus dem Jahr 1939, schreibt Beer: *„Im Jahre 1934 brachte der Völkische Beobachter zuerst meine Arbeiten, was auch*

*mit ein Grund war, dass ich aus meiner Heimat fortging.“*⁷ In der Wochenbeilage zum „Völkischen Beobachter“, „Die deutsche Frau“, vom 10. April 1935 findet sich ein Gedicht „Frühling“ von Natalie Beer, in dem die traditionelle Begrüßung des Frühlings martialische Untertöne hat: *„Kommt der Frühling licht ins Land / mit gelösten Schwingen, / wie ein junger Feuerbrand, / Blut und Blust zu zwingen.“*⁸

1932 erschien der Band „Bergfahrt“ im See-Verlag in Friedrichshafen (Lieder), 1934 der Gedichtband „Frühlicht“ in der Vorarlberger Verlagsanstalt in Dornbirn. 1933 schrieb sie den Text für eine Deutsche Messe, die von Odo Polzer vertont wurde und Papst Pius XII. in Rom persönlich überreicht wurde. Über diese Romreise erschien eine Reihe von 13 Beiträgen „Romfahrt im Heiligen Jahr“ vom 11. November 1933 bis zum 1. Dezember 1933 im „Vorarlberger Volksblatt“. Diese „Heilig-Jahr-Messe“ von Odo Polzer mit Text von Natalie Beer erschien 1934 in Leipzig und New York, die zweite Auflage 1949 in München⁹.

In dem erwähnten Lebenslauf schreibt Beer in eindeutiger politischer Einfärbung über die Jahre nach 1934:

*„Im Jahre 1934 habe ich Österreich verlassen, nachdem ich in der Ausübung meiner schriftstellerischen Tätigkeit in Österreich aus Gesinnungsgründen gehindert war.“*¹⁰ *Im selben Jahr waren meine beiden Brüder nach Deutschland geflüchtet, da sie in der Ausübung politischer Funktionen straffällig geworden waren. Bald darauf wurde unser elterliches Geschäft zwangsverkauft, da der Boykott wegen der nationalen Gesinnung unserer Familie systematisch durchgeführt wurde.“*¹¹

Es folgte ein kurzer Aufenthalt bei einer Leserin, die sie verehrte, in Aschaffenburg, dann arbeitete sie ein halbes Jahr in der Bildhauerwerkstatt eines ihrer Schwager in der Oberpfalz, und versuchte schließlich ein halbes Jahr in München als freie Schriftstellerin zu überleben, was scheiterte, *„weil die Voraussetzungen zum knappsten Lebensunterhalt nicht gegeben waren.“*¹² Eine einjährige Stellung als Haus-

dame in einem frauenlosen Geschäftshaushalt in Stockach musste sie aus Gesundheitsgründen wieder aufgeben.

„Daraufhin folgte wieder ein Jahr schriftstellerischer Tätigkeit in meiner Heimat, wo ich es aber unter dem furchtbaren System nicht aushielt und deshalb in Lindau die Führung eines Handarbeitsgeschäftes selbstständig übernahm, wo ich fast ein und einhalb Jahre bis das Filialgeschäft aufgelöst wurde, verblieb.“⁴³

Angesichts dieses mit traditionell weiblichen Berufstätigkeiten ausgefüllten Lebens einer unverheirateten Frau, ohne die Möglichkeit, ihre literarischen Ambitionen zu verwirklichen, brachte der Anschluss Österreichs für Natalie Beer vorher undenkbbare berufliche Entfaltungsmöglichkeiten.

Quelle für diese Angaben ist die Datenbank der Forschungsstelle „Österreichische Literatur im Nationalsozialismus“ an der Universität Graz.

Ihre berufliche Karriere in der NS-Zeit begann Ende September 1938, als sie „als Stenotypistin beim Gaukassenverwalter der NS Frauenschaft“ in Innsbruck unterkam, seit „Anfang März [1939]“ arbeitete sie als „Mitarbeiterin in der Abteilung Presse/Propaganda“, deren Leiterin sie vermutlich 1939 wurde.⁴⁴ „Daneben verfasste sie regelmäßig Beiträge für NS-Printmedien wie *Innsbrucker Nachrichten* und *Vorarlberger Landbote*; für die *Vorarlberger Nachrichten* berichtete sie vor allem aus dem Innsbrucker Theaterleben.“⁴⁵ In Innsbruck verfolgte sie auch den Plan, die Matura, oder nun: das Abitur, nachzuholen und hörte bei dem Vorarlberger Professor Adolf Helbok, einem ausgeprägten Nationalsozialisten, volkskundliche Vorlesungen an der Universität.

Wie Beer zu dieser Stellung gekommen ist, erläutert sie in ihrer Autobiographie: Eine Bekannte, eine „Frau Martha“ aus Bregenz, offensichtlich Parteigenossin, sei für ihren Eintritt in eine Dienststelle der NS-Frauenschaft verantwortlich gewesen:

„Sie kam nach Lindau, wie viele hieher strömten, meinte, ich sollte nun auch am Aufbau des befreiten Österreich mithelfen, ja, ich sei sozusagen dazu verpflichtet, weil ich schon lange genug die Vorzüge des Aufenthaltes in Deutschland genossen hätte. [...] Ich fühlte mich nicht erfreut, sondern einfach überrumpelt, ja, abkommandiert. Lieber hätte ich aus freien Stücken eine Beschäftigung gesucht.“⁴⁶

In der Autobiographie gibt Beer auch an, dass sie den Leiterinnenposten nur halbherzig angenommen habe und nur auf Druck von oben aus der katholischen Kirche ausgetreten sei, was als Voraussetzung für den Posten einer Leiterin verlangt wurde:

„So sah ich es auf mich zukommen, ob ich wollte oder nicht.[...] Ich bat mir ein paar Tage Bedenkzeit aus, die man eigentlich nicht erwartet hatte, jeder in meiner Lage hätte hier gern zugegriffen. Ich jedoch strebte keine leitende Stellung in der Frauenschaft an. Aber von allen Kameradinnen wurde mir zugeredet, daß ich mich doch entschließen sollte, da ich den Laden schon einmal kannte. [...] Bis zu meiner nächsten Überraschung aber dauerte es nur einige Wochen. Der Gauabteilungsleiter für Presse und Propaganda ließ mich rufen. Er sei dahin unterrichtet, daß ich immer noch der katholischen Kirche angehöre, was für eine Abteilungsleiterin der NS-Frauenschaft wohl nicht tragbar wäre. Und gleich schon vernahm ich die Alternative: ‚Sie geben mir ihre Unterschrift, oder ich müßte ihnen nahelegen, Ihre gegenwärtige Abteilungsleitung aufzugeben.‘“⁴⁷

Beer wollte darauf angeblich nicht eingehen, erst die Drohung, ihr den Verlag sperren zu lassen, scheint bei ihr Eindruck gemacht zu haben. Sie bekam einen Tag Bedenkzeit. Die Gaufrauenschaftsleiterin, bei der sie Zuflucht suchte, machte ihr klar, dass ein Verzicht auf die Leiterinnenposition und auch ein Verlagswechsel nichts nützen würde:

„Die ostmärkischen Verlage sind zum Teil von der NSDAP übernommen. Seien Sie vernünftig! Diese Unterschrift zählt

nicht, wenn sie innerlich dagegen sind. Sie tragen Ihre Persönlichkeit weiter wie bisher, nur sind Sie von außen geschützt.'

, Aber es ist eine Schande, es ist Verrat am Gewordenen und am Geschenk der Kirche an den Menschen.“

Ob diese Worte wirklich gefallen sind, sei dahingestellt. Beer betont, ihre auch vorher schon distanzierte Haltung zur katholischen Kirche sei ihre „ganz persönliche Sache und ging keine NS-Presse und Propaganda etwas an.“¹⁸

Ihre Entscheidung, aus der Kirche aus- und ihren Leiterinnenposten anzutreten, rechtfertigt sie mit dem Wert ihres literarischen Schreibens. Die endgültige Entscheidung fällt in einer geradezu melodramatischen Szene, die hier etwas ausführlicher zitiert werden soll, weil sie deutlich zeigt, wie sehr Beer bemüht ist, ihre Tätigkeit in der NS-Frauenschaft nachträglich zu rechtfertigen. Hauptmotiv für diesen Schritt ist jedoch die Möglichkeit, literarisch tätig zu sein:

„Ich tat Dienst nicht allein für mich. Ich hatte die Möglichkeit, manchmal strenge, von der Partei gestellte Forderungen zu mildern, für diejenigen, denen meine Arbeit galt, für meine Vorgesetzten gleichermaßen, wie für unser treues, liebes Volk der schönen, immer tief geliebten Heimat. [...] Nein, ich werde meinen Posten nicht verlassen. Ich werde noch viele Bücher schreiben, schreiben, immer schreiben und einmal befreit sein von Aufgaben, die mir von außen gestellt werden. Ich wollte jenes stillere Reich des inneren Menschen zu suchen und zu finden bestrebt sein, dereinst gewiß, obgleich niemand mit Sicherheit von sich sagen konnte, ob es ihm je zuteil werden würde.[...] Mein Entschluß war gefaßt. Ich würde morgen meine Unterschrift geben. Innerlich würde ich an meinem ersehnten Reich, wenn auch nur mit ganz winzigen Schritten, weiterbauen, würde immer und ewig ein Kind der großen Schöpfung bleiben, ein Kind das das Vertrauen zur Gottheit niemals verlor, auch wenn es einer äußeren Institution nicht mehr angehörte. Dennoch regte sich in mir noch einmal der gute Geist: ‚Was habe ich

denn getan?‘ schrie ich meine Gaufrauenschaftsleiterin an, ‚daß jemand die Macht hat, mich zu zwingen?‘

Aber siehe da, unsere Gaufrauenschaftsleiterin hatte meine Nöte erkannt. Es gab einen Weg auf Zeit, wie sie mir sagte, – dem Presseamtsleiter abgerungen. Ich las: ‚Sie verpflichten sich für die Zeit Ihrer Dienstleistung hier am Gau, sich jeder kirchlichen Bindung zu enthalten, bzw. jede Ausübung religiöser Art zu unterlassen.‘ ‚Nun?‘ ‚Ja‘, sagte ich zögernd, ‚ich werde wohl beobachtet. Aber, um Frieden zu geben, ich unterschreibe.“

Beers Aufschrei „Was habe ich denn getan, daß jemand die Macht hat, mich zu zwingen“ mutet doch etwas seltsam an, wenn man bedenkt, dass dieser Rückblick um 1980 geschrieben wurde, als man wissen konnte, wozu Menschen in dieser Zeit gezwungen werden konnten, auch wenn sie gar nichts getan hatten.

Bei einem Besuch in einer Kirche in der Maria-Theresienstraße brennt eine der betenden Frauen ihren Wachsrodel an, was Beer so interpretiert, als ob der Himmel, an den sie so recht doch wieder nicht glaubt, ihr ein Zeichen gebe:

„Es war ein kleines Licht in dieser düsteren Dämmerung, es schien mir zu sprechen. Ich sollte Vertrauen haben und mein Buch weiterschreiben. Die Stille der Dinge, die mächtiger ist als alles Äußere, beruhigte mich, und mein Vorsatz, vor allem nur dem werdenden Buch zu leben, erhielt hier neuen gewaltigen Auftrieb.“

Der Anklang an ein „werdendes Kind“ ist hier sicher nicht zufällig, die Mütterideologie des NS ließ sich so auch auf geistig tätige Frauen übertragen.¹⁹ Das werdende Buch ist der Roman „Schicksal auf Vögin“, in dem die katholische Kirche in der Gestalt des Hehr, des Pfarrers, allerdings sehr schlecht wegkommt. Das ist vielleicht auch der Grund, weshalb Beer nach 1945 im Bregenzerwald von der Kirche abgelehnt wurde. Bei einem Besuch dort, als sie Archivmaterial für ihr Buch über den letzten Landammann einsehen will,

wird sie in Schwarzenberg vom Pfarrer und anderen vor die Tür gewiesen. Nur Pfarrer Fridolin Meusburger von Reuthe nimmt sie auf und warnt sie:

„Geben Sie acht, vorläufig mit einigen Leuten hier im Wald zusammenzutreffen. Es ist über Sie gesprochen worden. In der Dekanatskonferenz in Egg. Nicht gut. Man will sie zum Schweigen bringen, wenn nicht mehr, indem man die Leser beeinflusst und auch sonst noch mancherlei vorhat. [...] Warten Sie zu, bis Sie sich wieder in einem Pfarrhof oder bei früheren Freunden sehen lassen. Wenigstens hier im Brengenerwald, aus dem Sie stammen.“²⁰

Gegen den Rat dieses „guten Menschen“ geht Beer noch zu Margret W. in Bizau, „in das Haus des längst verstorbenen Mundartdichters,“²¹ Gebhard Wölfle, und hier erfährt sie folgende drastische Abfuhr:

„Was suchen Sie hier? Sie haben hier nichts verloren. Machen Sie, daß Sie fortkommen. Ihre Bücher hat man bereits ins Feuer geworfen. Mehr sind sie nicht wert! Was das heißt, wissen Sie wohl! Auch hier blieb ich, angesichts dieses Haßausbruches, stumm. Was sollte ich sagen? Ich hatte meine guten Heimatgenossen, die sich vordem gefreut hatten, wenn ich ihnen bei Lesungen zu Dutzenden meine Bücher signiert hatte, nun schon kennengelernt. So schnell änderte sich die einem entgegengebrachte Sympathie, Freundlichkeit, ja Anerkennung und wandelte sich ins Gegenteil, weil jetzt dort ein Vorteil zu holen schien, oder eben, weil man nicht dazugehört haben wollte. Ich verstand alles. Es war ganz natürlich.“²²

Bei aller Drastik dieser Szene gehört schon einige Unverfrorenheit dazu, sich hier in Umkehr der tatsächlichen Relationen der Kulturvernichtung durch die Nationalsozialisten als Opfer einer Bücherbrennung und als enttäuschte Idealistin darzustellen. Nach 1945 schrieb Natalie Beer jedenfalls keine antiklerikalen Dinge mehr, wahrscheinlich auch, um ihren Förderern in der ÖVP keine Schwierigkeiten zu machen. Im Taufbuch von Au ist neben der Eintragung

ihrer Geburt am 17. Juni 1903 und ihrer Taufe als „Natalia Emilia“ am 19. Juni handschriftlich vermerkt: „a fide defecit [sie hat sich vom Glauben davongemacht, UL]: Mitteilung des Pfarramtes Rankweil vom 28.3.1952,“²³ also ein Hinweis auf ihren früheren Kirchenaustritt. Über einen Wiedereintritt ist nichts vermerkt. Jedenfalls aber hat sich der Damülser Pfarrprovisor Reinold Simma, ein ultrakonservativer Kirchenmann, der ihr in einer schweren Erkrankung auch einmal die letzte Ölung gespendet hat, massiv für die Autorin eingesetzt. Die Öffentlichkeit scheint, auch auf Grund dieses Förderers, der Meinung gewesen zu sein, dass Beer wieder in die Kirche eingetreten sei. Wie ernst es Beer mit der oben zitierten „Schande“ und dem „Verrat am Gewordenen und am Geschenk der Kirche an den Menschen“ gewesen ist, beweist ihr tatsächliches Verhalten nach 1945, als sie wieder in die Kirche hätte eintreten können. Sie tat es aber bis zu ihrem Tode nicht. Auf dem Totenschein der Stadt Hohenems wird bei Religionszugehörigkeit vermerkt: „o. B.“, ohne Bekenntnis.²⁴

Ihr Eintritt in die NSDAP und in verschiedene Schriftstellerorganisationen scheint Natalie Beer keine solchen Gewissenskonflikte verursacht zu haben. Auf dem „NS-Registrierungsblatt zur Verzeichnung der Nationalsozialisten gemäß § 4 des Verbotsgesetzes 1947“ gibt sie an, von September 1938 bis 1941 Parteianwärter und von 1941 bis 1945 Mitglied der NSDAP gewesen zu sein, die Mitgliedsnummer spart sie aus. In der Datenbank der „Forschungsstelle Österreichische Literatur im Nationalsozialismus“, die sich auf die Akten des „Berlin Document Center“ stützt, wird als Datum des Aufnahmeantrags in die NSDAP der 24. März 1939 angegeben, Mitglied wurde sie am 1. Jänner 1940 mit der Nummer 7364357. Sie war also ein Jahr länger Parteimitglied als sie selbst angibt.

Wenn man der Autobiographie glauben will, ist Beer nur auf Druck ihres Chefs der Partei beigetreten, aber nicht aus Widerstand, sondern weil sie als Nicht-Mitglied freudiger gedient hätte:

„Nun war es mein Chef, dem ich nicht gern widersprechen wollte. Also unterschrieb ich die Mitgliedschaft zur NSDAP, die ja nichts Nachteiliges sein konnte, wie ich damals dachte. Ich liebte meine Arbeit und kam ihr in Ordnung nach, mein Chef wußte, daß ich nebenbei schrieb. Alle hatten sie mein Büchlein gekauft. Ein Zufall war, daß auch er in der Klaudiastraße wohnte, doch hatte ich seine Familie nie besucht. Er war ein bedächtiger, aber auch leicht zu begeisterter Mensch. Das machte mich glücklich. Aber so, wie ich veranlagt war, hätte ich dem Reich als Nichtpartei-genossin ebenso freudig gedient, wie ich es jetzt als solche verpflichtet tat, eher noch mehr, weil es dann freiwilligen Einsatz bedeutet hätte.²⁵ Aber es war nicht zu ändern. Ich war Parteiengenossin. In Deutschland war mir kaum ein Parteiabzeichen untergekommen. Darum vielleicht erschien es mir fremd. Aber alle anderen auf der Dienststelle trugen es auch. Und es waren rechtschaffene Leute. Gehörte ich nun auch zu den rechtschaffenen Leuten?“²⁶

Eine Mitgliedschaft in der Reichsschrifttumskammer bestreitet Beer im „Brennenden Rosenbusch“. Über die Situation nach Kriegsende schreibt sie dort:

„Zwar fand ich meinen Namen nicht in der ‚schwarzen Liste‘, die alle jetzt unbeliebten Schriftsteller aufführte, Leute mit berühmten Namen, auch einige meiner Freunde, die aber nicht wie ich bei einem Gauverlag veröffentlicht hatten. Sie hatten der Reichsschrifttumskammer angehört, was bei mir nicht der Fall war. Dort war ich nie Mitglied gewesen, weil ich dafür noch zu unbekannt gewesen war, wer hätte auch in Tirol nach Schriftstellern gefahndet? Niemals war ich bei den Einladungen des Dr. Goebbels ausersehen gewesen, die die namhaften Dichter einige Tage lang durch die wiedergewonnenen deutschen Lande geführt hatten oder sie nach Berlin haben kommen lassen. Sie waren durch Einladungen zu Lesungen geehrt und damit dem ganzen Volke als vorbildlich hingestellt worden, berühmte Namen aus dem ganzen Reich. Gewiß war für die Herausgabe von Büchern stets als letzte Instanz die Reichsschrifttumskammer zuständig. Aber in Tirol bürgte der Gauverlag für seine Herausgaben,

sie wurden, obwohl im ganzen Reich vertrieben, propagandistisch nicht genug herausgestellt. Nun eben, die Rache derer, die die Zeit wieder heraufgespült hatte, machte sich bemerkbar, also in absehbarer Zeit gab es für die genannten Schriftsteller keine Veröffentlichungen mehr.“²⁷

In Wirklichkeit hat sich Beer sehr wohl um Aufnahme in die Reichsschrifttumskammer beworben, und zwar am 15. September 1938 (Berlin Document Center). Bei der RSK konnte man Vollmitglied oder befreites Mitglied sein, Beer wurde nach § 9 Zi. 3 (Gesetz der RSK) am 8. November 1939 befreit. Befreiung bedeutet Befreiung vom Mitgliedsbeitrag, der für damalige Zeiten ziemlich hoch war (fünf Reichsmark). Kriterium für eine Befreiung war meist geringe Publikationstätigkeit. Möglicherweise hat Beer den Bescheid, „befreit“ zu sein, so aufgefasst, dass sie nie Mitglied war.

Schon Jahre vorher, am 12. Juni 1934, also zu einer Zeit, als von außen kein Druck auf sie ausgeübt wurde und in Österreich der verhasste Ständestaat herrschte, hatte sie sich von Rankweil aus um Aufnahme in den „Reichsverband Deutscher Schriftsteller“ beworben und war mit der Nr. 5130 Mitglied geworden, vermutlich, um in Deutschland publizieren zu können. Mit Schreiben vom 29. Oktober 1934 wurde sie jedoch informiert, dass der „Reichsverband Deutscher Schriftsteller E. V. [...] nicht die Absicht [hat], in Österreich, entgegen vielfach verbreiteter Ansichten, einen selbständigen Gau zu gründen. Nach dem Reichskulturkammergesetz wird kein deutsch-schreibender, österreichischer Schriftsteller bei der Herausgabe oder Verbreitung seiner Werke im Reichsgebiet behindert. Eine Mitgliedschaft für österreichische Staatsangehörige, soweit sie in Österreich wohnen, ist demzufolge beim Reichsverband Deutscher Schriftsteller E. V. nicht erforderlich.“

In ihrem „eigenen Interesse“ wird Beer wieder aus der Mitgliederliste gestrichen und gebeten, ihre Ausweise zurückzuschicken.²⁸ In ihrem Aufnahmeantrag hatte Beer auf die Frage „welcher Partei nahestehend“ geantwortet: „der nationalsocialistischen, die bei uns verboten ist.“ Auf die

Frage nach der Mitgliedschaft bei Schriftstellerverbänden antwortete sie bei den angeführten Verbänden, etwa dem Schutzverband Deutscher Schriftsteller, immer mit „nein“ und fügte dann hinzu: *„Ich bin Mitglied des Verbandes Vorarlberger Schriftsteller, dessen – ausnahmslos arische Mitglieder der nationalen Kulturaufgabe des deutschen Schrifttums dienen wollen.“*

Beers literarischer Erfolg, auch von den Verkaufszahlen her, begann mit der Publikation des von Erwin Guido Kolbenheyers Paracelsus-Trilogie angeregten Romans „Schicksal auf Vögin“, der den Auftakt zu einer geplanten „Wäldertrilogie“ bilden sollte. Der zweite Teil war der 1943 erschienene „Urahn“, während der Abschlussband, „Der letzte Landamann“ nie vollendet wurde. „Schicksal auf Vögin“ erlebte drei Auflagen im NS-Gauverlag Innsbruck, 1942, 1943 und 1944, die 3. Auflage umfasste das 16. bis 25. Tausend. In einem Lebenslauf von 1950 im Nachlass gibt Beer die Gesamtzahl ihrer Buchveröffentlichungen einschließlich derer nach 1945 mit 50.000 an.

Dennoch war Natalie Beer keine prominente österreichische NS-Autorin. Klaus Amann hat in seiner Untersuchung „Der österreichische NS-Parnaß. Literaturbetrieb in der ‚Ostmark‘ (1938 – 1945)“ den Versuch unternommen, „den harten Kern der munteren Schriftsteller-Mannschaft zu bestimmen, die die ‚Ostmark‘ stellte [...]“, und kommt zu einer Liste von über 70 Namen, in der Natalie Beer nicht aufscheint. Kriterien sind der Protestaustritt aus dem Wiener PEN 1933, die Mitgliedschaft im Reichsverband Deutscher Schriftsteller, im 1936 gegründeten Bund der Deutschen Schriftsteller Österreichs, ein Beitrag im „Bekenntnisbuch österreichischer Dichter“ von 1938, Parteimitgliedschaft in der NSDAP, Erhalt von Literaturpreisen, Aufscheinen auf der „Vorschlagsliste für Dichterlesungen“ 1938 – 1942, Empfehlung in „Das Buch, ein Schwert des Geistes“, Empfehlung im „Schrifttumsverzeichnis der Zentrale der Frontbuchhandlungen“ 1941, Häufigkeit des Vorkommens in 82 von Karl Müller (s. u.) 1990 ausgewerteten Anthologien, Häufigkeit des Vorkommens in 116 von der Grazer Projektgruppe „Ös-

terreichische Literatur im Nationalsozialismus“ ausgewerteten Anthologien und Nennung in der Literaturzeitschrift „PLAN“, die als einzige 1946 eine Liste von NS-Autoren veröffentlicht hatte. Der führende Autor ist Josef Weinheber, gefolgt von Karl Springenschmied, Bruno Brehm und Franz Tumlner.²⁹

Auch in der Untersuchung von Karl Müller „Zäsuren ohne Folgen. Das lange Leben der literarischen Antimoderne Österreichs seit den 30er Jahren“ von 1990 scheint Natalie Beer nicht in der Liste der in 82 NS-Anthologien vertretenen 162 „völkisch-national-konservativen und nationalsozialistischen Autoren“ auf.³⁰ Trotz des Erfolges ihrer Blut- und Boden-Heimatromane und trotz verschiedener Zeitschriftenbeiträge – 1938, unmittelbar nach dem Anschluss, erschien z. B. ein Text von Beer „Als ich zum erstenmal den Führer sah“ in der Sondernummer des „Feierabend“, „Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler, der Schöpfer Großdeutschlands.“³¹ – war Natalie Beer kein Mitglied des NS-Parnasses. Gertrud Fussenegger etwa, um eine andere Autorin mit Beziehungen zu Vorarlberg zu nennen, hat sich mit Ergebnissadressen an Adolf Hitler viel mehr hervorgetan.

Beer geriet offenbar sogar in Konflikt mit höhergestellten Behörden. Im Nachlass findet sich die Abschrift eines Briefes des stellvertretenden Gauleiters Parson vom 12. Dezember 1941, der zeigt, dass sie sich in ihrer schriftstellerischen Arbeit nicht in allem den Parteirichtlinien unterordnete. Allerdings wäre es wohl unmöglich gewesen, über Bräuche aus Vorarlberg ohne Bezüge auf die katholische Kirche zu schreiben:

„Im ‚Alpenländischen Bauernkalender 1942‘ erschien ein von Ihnen geschriebener und gezeichneter Aufsatz über ‚Allerhand Bräuche aus Vorarlberg‘, der mit zahllosen konfessionellen Anklängen gespickt ist. Der Aufsatz ist daher haltungsmässig durchaus untragbar und sabotiert geradezu die von der Partei getragenen Bestrebungen, das Volksbrauchtum unseres Gaues von kirchlichen und konfessionellen Beeinflussungen frei zu machen.“

Wie festgestellt wurde, haben Sie ausserdem neuerdings die Anordnung des Gauleiters umgangen, wonach zur Veröffentlichung bestimmte Texte, die von Mitarbeitern der Parteidienststellen im Gau stammen, dem Gaupresseamt vorzulegen sind.

Im Auftrage des Gauleiters habe ich Ihnen mitzuteilen, dass er eine Wiederholung eines solchen Vorfalles zum Anlass nehmen wird, Ihre Ausschliessung aus der Reichsschrifttumskammer zu veranlassen.⁴⁹²

Da Beer hier mit dem Ausschluss aus der Reichsschrifttumskammer gedroht wird, muss sie sehr wohl von ihrer Mitgliedschaft gewusst haben. Beer hat dieses Schreiben zusammen mit einem eigenen Brief am 15. Dezember 1941 „An den Verlag des Reichsnährstandes „Alpenländischer Bauernkalender 1942““ geschickt, in dem es heißt:

„Heute erhielt ich das anliegende Schreiben von der Kanzlei des Gauleiters (Abschrift) und bitte Sie sehr, mir einen guten Rat zu geben, ob ich nicht die ganze Sache an das Amt Rosenberg weiterleiten soll. Dafür würde ich noch ein Exemplar des Kalenders benötigen. Ich bin Schriftstellerin und eben im Begriffe einen grossen Bregenzerwälderroman herauszugeben, der seinerseits die Kanzlei des Gauleiters als Prüfstelle durchlaufen hat. Der Roman erscheint im NS-Gauverlag Innsbruck. Wenn ich also nicht hier die ganzen Vorarbeiten preisgeben will und den Roman zurückziehen, so bleibt mir nichts anderes übrig, als auch hier gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Bitte behandeln Sie diese Sache vertraulich. Es ist für mich sehr schwer, da ich als Sachbearbeiterin für Presse den Bestimmungen des Gauleiters unterstehe. Aber wie gestaltet sich dann meine freie Mitarbeit an Zeitschriften oder Almanachen? Ich bitte um Ihre Stellungnahme. Heil Hitler!“⁴⁹³

Soviel zu Beers Karriere in der NS-Zeit. Zusammenfassend kann man mit Sicherheit feststellen, dass Natalie Beer ein kleines Licht unter den ostmärkischen NS-Autoren war, was auch mit ihrem Geschlecht zusammenhängt. Die Größen

des NS-Parnasses in Österreich waren alle Männer: Robert Hohlbaum, Mirko Jelusich, Bruno Brehm und Karl Springenschmid, um nur die wichtigsten zu nennen. Nach 1945 wurde Beer als „minderbelastet“ eingestuft. In der Autobiographie spricht sie von einem Veröffentlichungsverbot. Der Artikel der Grazer Forschungsstelle meint dazu: „Nach 1945 stand Beer angeblich ‚unter Veröffentlichungsverbot‘ [...]. Allzu lange dürfte dieses Verbot nicht bestanden haben, da bereits 1946 die zweite Auflage von Der Urahn in der Wagner’schen Universitätsbuchhandlung – vormals NS-Gauverlag Tirol – erschien.“ Sie steht auch nicht auf der „Liste der gesperrten Autoren und Bücher“ (Wien 1946) und der „Liste der auszusondernden Literatur“ (Berlin 1946) der österreichischen/ostmärkischen Autoren³⁴. Die Listen sind z. T. jedoch sehr schlampig erstellt. Es ging dabei um den nationalsozialistischen Gehalt der Bücher. „Schicksal auf Vögin“ ist in dieser Hinsicht eher zurückhaltend und kann in gewissem Sinne sogar als Antikriegsroman gelesen werden.

An dieser Stelle soll nun ein Blick auf die literaturpolitische Situation in Österreich nach 1945 geworfen werden. Das Jahr 1945 stellt in der österreichischen Literatur – und da bildet Vorarlberg keine Ausnahme – keinesfalls die oft zitierte „Stunde Null“ dar. Karin Gradwohl-Schlacher schreibt dazu in einem Artikel über den Literaturbetrieb in Graz 1945-1955:

„Die Karrieren österreichischer AutorInnen von der Ersten Republik über Ständestaat und Drittes Reich in die Zweite Republik verliefen in vielen Fällen ohne Zäsuren. Eine beachtliche Anzahl verstand es, sich mit den wechselnden politischen Gegebenheiten zu arrangieren. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges erfuhr diese Kontinuität eine kurze Unterbrechung: Aufgrund österreichisch-allierter Entnazifizierungsmaßnahmen verschwanden vormals nationalsozialistisch engagierte AutorInnen aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit. Diese oft als ‚Stunde Null‘ apostrophierte Zeit bot die Chance einer Neuordnung des Literaturbetriebes. Da Österreich in der Moskauer Erklärung vom 1. November

1943 der Status des ersten Opfers nationalsozialistischer Aggression zuerkannt worden war, zogen die vielfältigen Aktivitäten auf kulturpolitischem Gebiet, anders als in Deutschland, keine inhaltliche Auseinandersetzung mit der Literatur bzw. mit den AutorInnen und der Kulturpolitik des Dritten Reiches nach sich. Da auch die Entnazifizierung der Literatur von offizieller Seite eher halbherzig betrieben wurde, stand einer von der Politik angestrebten Reintegration ehemaliger NS-SchriftstellerInnen in das kulturelle Leben der Zweiten Republik bald nichts mehr im Wege. Anfang der 50er Jahre publizierten die meisten der im Dritten Reich in Erscheinung getretenen AutorInnen wieder, viele der inkriminierten Werke wurden neu aufgelegt, in manchen Fällen sogar ohne inhaltliche Korrekturen. Die Rechtfertigungsliteratur boomte, ehemals belastete Literaten gaben – von offizieller Seite durch Preisverleihungen und andere Ehrungen unterstützt – den Ton an. Das Schlagwort von der ‚Stunde Null‘ hatte nur für kurze Zeit Gültigkeit gehabt; die Chance einer Neuorientierung war vertan worden.“

Das alles gilt auch für Vorarlberg und Natalie Beer. Die ersten Jahre nach Kriegsende waren hart für die Autorin: Eberhard Tiefenthaler, der Gründer und langjährige Direktor der Vorarlberger Landesbibliothek, umschreibt ihre Situation im Vorwort zu dem von ihm 1983 herausgegebenen Band „Funde am Lebensweg“ so:

„Die Tätigkeit Natalie Beers in der Presseabteilung der Gaufrauenschaft und die damalige zeitbedingt emotionelle Interpretation der oben erwähnten Romane [Schicksal auf Vögin, Der Urahn, U.L.] waren die Ursache für ein nach dem Kriege ausgesprochenes Veröffentlichungsverbot. Bettelarm und von vielen verkannt, kehrte sie in die alemannische Heimat zurück, die sie keineswegs mit offenen Armen aufnahm. Zurückgezogen lebte die Dichterin in den ersten Nachkriegsjahren auf dem Ziegerberg im Montafon, gab Nähkurse und leistete karitative Arbeit.“⁹⁵

Bald erhielt sie Arbeit bei der Dornbirner Messe, die in den Anfangszeiten ein Auffangbecken für alte Nationalsozialisten war. Sie wurde Mitarbeiterin von Radio Dornbirn, wo sie

unter dem Pseudonym Ursula Bengath arbeitete, veröffentlichte seit 1951³⁶ wieder in den „Vorarlberger Nachrichten“, deren Chefredakteur der ehemalige Nationalsozialist Franz Ortner war, der im übrigen Natalie Beer in einem Brief als „die Rose in Vorarlbergs Dichtergarten“ bezeichnete,³⁷ im „Vorarlberger Volkskalender“ und in der Zeitschrift „Der Walser“ und publizierte, meist im Grazer Leopold-Stocker-Verlag, der noch heute ein aktiver rechter Verlag ist, eine Anzahl literarischer Werke, Gedichte und Prosa, darunter 1964 den Bregenzerwälder Baumeister-Roman „Jubel der Steine“. Natalie Beer war in der Nachkriegszeit gemeinsam mit Eugen Andergassen zweifellos die repräsentative Vorarlberger Autorin.

Über ihre geistige Einstellung heißt es im Artikel der Grazer Forschungsstelle:

„Ihrer nationalen Gesinnung blieb sie auch nach 1945 treu: Sie stand dem Deutschen Kulturwerk Europäischen Geistes, einer Organisation des rechten Lagers, nahe. Jetzt erst lernte sie ehemalige Aushängeschilder des NS-Literaturbetriebes wie Mirko Jelusich, Josef Friedrich Perkonig, Bruno Brehm, Karl Springenschmid u. a. kennen und ‚trat mit den meisten von ihnen [...in] einen freundschaftlichen Briefverkehr‘, wie sie in ihrer Autobiografie Der brennende Rosenbusch schreibt.“

Ein Markstein bei der Wiedereingliederung ehemaliger NS-Autoren ins österreichische Kulturleben stellt das Dichtertreffen in Pürgg in der Steiermark dar, an dem Natalie Beer in den Fünfzigerjahren teilgenommen hat und bei dem wir auch einen anderen alten Bekannten, nämlich das nach wie vor weiße Lodenkostüm der Dichterin, antreffen. Beer teilt das Zimmer mit der Kärntner Lyrikerin Christine Lavant. In ihrer Autobiographie schreibt sie darüber:

„Eines Tages nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt ich eine Einladung zu einem Schriftstellertreffen, das der Steirische Landeshauptmann Josef Krainer von sich aus veranstalten wollte. Sein Landeskulturamtsleiter Dr. Rainer sollte das Treffen in die Wege leiten. Und so fuhr auch ich, die mit

dem Schrifttum in Österreich noch kaum in Berührung gekommen war, zu diesem Treffen nach Pürgg im Oberen Ennstal, einen kleinen Ort auf der Anhöhe, den man auch das Krippendörfchen nannte, weil es aus alten, braungebrannten Häuschen bestand. [...] Es war, wie ich dann später im Gasthof, wo wir zu Abend aßen, erfuhr, Christine Lavant, eine Kärntner Dichterin, von der ich allerdings damals noch nichts kannte. Ich fand ein schmales Persönchen mit länglicher Kopfform, einem kleinen, dunklen Knoten im Nacken, eine Frau, die ländliche, fast armselige Kleider und ein Kopftuch trug. Ich hatte natürlich das Beste zusammengesucht, mein längst bekanntes weißes Lodenkostüm, das ich heute noch besitze, weil Loden keinen Tod hat. Mit so etwas ist man für alle Zeiten gut angezogen, es mag einen sonst bedrücken was auch immer. Trotzdem bedeutete es dort in Pürgg, wie ich bald bemerkte, die geringste Nebensache. Denn dort traf ich zum erstenmal die Dichter. Das schien mir erst die Sprache zu verschlagen, denn ich kannte sie ja nur aus ihren Werken: Bruno Brehm und Karl Springenschmid, die mich gleich in ihre Mitte nahmen: ‚Komm, Mädchen, laß dich anschauen –‘ ich war ganz verwirrt, aber dann waren da noch andere, die man uns nach und nach vorstellte; Namen, von denen ich kaum gehört hatte: Doktor Fritz Habeck, Doktor Robert Hohlbaum, Doktor Mirko Jelusich, Paul Anton Keller, Erich Landgrebe, Hubert Mumelter, Erwin H. Rainalter, Rudolf Stibill, Fanny Widmer-Pedit und Herbert Zand. Die Frauen Paula Grogger und Gertrud Fussenegger waren mir wohl bekannt. Aber dann war da noch Dr. Hans Friedrich Blunck aus dem hohen Norden, und vor allen anderen Dr. Hans Grimm, der wie wir vernahmen, gerade an der später so berühmt gewordenen ‚Erzbischofschrift‘ schrieb, das heißt, die Druckfahnen las. Es handelte sich um eine Anklageschrift gegen den Erzbischof von Canterbury, der Deutschland geschmäht hatte. Also befand ich mich erstmals in illustrierter Gesellschaft. Die Gespräche gingen hin und her, man begrüßte und umarmte sich, sprach von den Schwierigkeiten, die alle nach Beendigung des Krieges getroffen hatten. Gefängnis, Vertreibung, Ächtung und Veröffentlichungsverbote, es war dasselbe da und dort. Ich war also nicht allein, und auch vor manchen

dieser Leute, die bekannter als ich waren und längst ihren literarischen Namen trugen, hatten Zorn und Neid einiger Individuen nicht Halt gemacht.

‚Wir sind uns mit Tränen in den Augen um den Hals gefallen, zum erstenmal wieder glücklich, daß wir noch leben und daß wir gerufen worden sind. Gepriesen sei die Steiermark, gepriesen sei Landeshauptmann Krainer.‘

So lauteten die begeistertsten Ausrufe der längst in tiefstes Schweigen getriebenen Freunde. Sie hatten sich viel zu erzählen, waren gerührt und sahen sich aus der Vergessenheit heraufgeholt. Sie wurden der Reihe nach in Schulen zu Lesungen eingesetzt, auch abends fanden Lesungen statt.⁴⁹⁸

Bei den Pürgger Dichterwochen handelte es sich um ein Kulturprojekt der ÖVP, das ausdrücklich dazu diente, ehemalige Nationalsozialisten wieder ins Kulturleben zu integrieren, weil man die Konkurrenz des VdU fürchtete. Gradwohl-Schlacher schreibt dazu in ihrem Artikel:

„Neben der Verleihung des Peter-Rosegger-Preises ausschlaggebend für die Reintegration ehemaliger NS-AutorInnen waren die Pürgger Dichterwochen, welche 1953-1955 in dem malerischen steirischen Ort am Grimming stattfanden. Die Initiative ging vom Ennstaler Kreis um den ÖVP-Landtagsabgeordneten Alfred Rainer aus, der sich für Kriegsheimkehrer engagierte und eine ‚weitere politische Aufgabe [...] in der Wiedereingliederung ehemaliger Naziparteigänger und Mitläufer‘ sah. [...] Den Ehrenschatz der Dichterwochen übernahm Landeshauptmann Josef Krainer. Damit hatte das Treffen einen hochoffiziellen Anstrich, die Geladenen durften sich als von der Politik hofierter Bestandteil der steirischen Literaturszene betrachten. Die Liste der TeilnehmerInnen ist nicht regional eingegrenzt, sondern umfasst bekannte Namen der jüngeren Vergangenheit aus allen Bundesländern. Der Stargast kam aus der BRD: Hans Friedrich Blunck, erster Präsident der RSK, ab 1935 Altpräsident und für Auslandsbeziehungen zuständig. In dieser Funktion hatte er 1936 von Berlin aus die Gründung des BDSÖ als Vorfelddorganisation der RSK betrieben. Neben Blunck traf

eine skurrile Ansammlung von AutorInnen zusammen: Zu den seinerzeit führenden ‚ostmärkischen‘ Autoren Bruno Brehm, Robert Hohlbaum, Mirko Jelusich, Karl Springenschmid, Paul Anton Keller, Josef Friedrich Perkonig und Hermann Stuppäck (als Generalkulturreferent einst mächtigster Mann im Wiener Kulturleben), um die wichtigsten zu nennen, gesellten sich u. a. die NachwuchsautorInnen Christine Lavant, Herbert Zand, Alois Hergouth, Rudolf Stibill, Jeannie Ebner sowie der aus dem Schweizer Exil heimgekehrte Hans Weigel. Auch Otto Hofmann-Wellenhof fand sich in Pürgg ein, gemeinsam mit seinem Kollegen Alfred Holzinger, der ‚Ende der fünfziger Jahre [...] im Rundfunk [...] als bedeutender Förderer der jungen Autoren in Erscheinung‘ trat. Die Pürgger Dichterwochen, welche laut Blunck ‚im Westen Deutschlands nicht möglich gewesen wäre[n]‘, sollten den ehemaligen Nationalsozialisten ‚signalisieren, dass sie als Person wieder akzeptiert wären, dass sie vom Makel des Bürgers zweiter Klasse befreit sind [sic] fühlen konnten‘. Dieses Kalkül ging auf, und spätestens nach der letzten Dichterwoche in Pürgg (1955) galten die ehemaligen NS-SchriftstellerInnen im kulturellen Leben der Steiermark wieder als wichtige Größe.“³⁹

Und nicht nur im kulturellen Leben der Steiermark. 1954 erhielt Natalie Beer in Vorarlberg als erste Schriftstellerin die „Ehrengabe für Kunst und Wissenschaft“ des Landes, die mit einer finanziellen Dotierung von 2.500 Schilling verbunden war und in diesem Jahr erstmals verliehen wurde. Ab den siebziger Jahren, in der Ära des Landeshauptmanns und Landeskulturreferenten Dr. Herbert Keßler, der Bürgermeister von Rankweil gewesen war und Natalie Beer und ihre Familie noch aus der Vorkriegszeit kannte, vor allem wegen ihrer „musischen Tätigkeiten im Orchesterverein, wo Beer Cello gespielt hat“,“⁴⁰ wurde die Autorin regelmäßig vom Land Vorarlberg gefördert. Keßler wusste zwar in etwa von Beers NS-Vergangenheit, war aber daran nicht weiter interessiert. Die Schriftstellerin galt als wichtige und angesehene Autorin des Landes. Mit den von ihr gepflegten Gattungen des Heimatromans, des historischen Romans, der unpolitischen Lyrik und des Volksschauspiels

– 1960 wurde etwa das Sagenspiel „Die Leute auf Uga“ in Rankweil aufgeführt, 1967 führte der Theaterverein Bizau eine dramatisierte Fassung des Barockbaumeister-Romans „Jubel der Steine“ unter dem Titel „Das Bregenzerwälder Baumeisterspiel“ auf – und ihren zahlreichen heimatkundlichen Beiträgen kam sie dem Literaturverständnis konservativer Kreise entgegen. Die Karriere von Natalie Beer im Nachkriegsvorarlberg als eine von vielen Seiten geförderte und geehrte Autorin wäre ein Kapitel in der Untersuchung von Karl Müller von 1990 „Zäsuren ohne Folgen. Das lange Leben der literarischen Antimoderne Österreichs seit den 30er Jahren“ wert, in der sich der Salzburger Germanist vor allem mit Karl Heinrich Waggerl befasst.

Neben kleineren Druckkostenzuschüssen und Beiträgen für den Besuch von Schriftstellertreffen begann die regelmäßige Förderung für Natalie Beer 1972. Mehr noch als die Wertschätzung der literarischen Tätigkeit dürften Beers materielle Notlage, ihr Alter und ihr schlechter Gesundheitszustand das Motiv für die Förderung gewesen sein. Sie hatte sich zwar gemeinsam mit ihrer Schwester unter großen finanziellen Opfern ein Haus in Rankweil erbaut, entsprach also dem Stereotyp des Vorarlberger Häuslebauers, hatte aber kaum ein Einkommen aus ihrer schriftstellerischen Tätigkeit, geschweige denn eine Pension. Am 2. November 1970 hatte das Amt der Vorarlberger Landesregierung bereits den akademischen Maler Fritz Krcal und Natalie Beer zur Gewährung einer Ehrengabe an bedürftige Künstler durch den Bundespräsidenten in Vorschlag gebracht. Ausgegangen ist die Initiative für eine regelmäßige Förderung Beers aber offenbar vom Bundesministerium für Unterricht und Kunst unter dem sozialdemokratischen Minister Fred Sinowatz, das mit Schreiben vom 10. Dezember 1971 an das Amt der Vorarlberger Landesregierung eine eventuelle Förderungsprämie für Natalie Beer vorschlug:

„Wie die Geschäftsabteilung des ho. Ministeriums auf Umwegen erfährt, befindet sich die Schriftstellerin Natalie Beer, 6830 Rankweil, derzeit in Spitalpflege und wird voraussichtlich auf längere Zeit auch finanziell hilfsbedürftig sein.“⁴¹

Das Ministerium schlägt vor, „über die seit Jahren der Autorin gewährte Weihnachtszuwendung hinaus, in Zusammenarbeit mit der do. Landesregierung eine monatliche regelmäßige Unterstützung zu bewilligen. Zur Betreuung verdienter, doch wirtschaftlich ungesicherter älterer Künstler wurde vor nahezu zwanzig Jahren, im Einvernehmen zwischen dem ho. Ministerium und nahezu allen Landesregierungen, die ‚Förderungsprämien‘-Aktion ins Leben gerufen, die dzt. eine Zuwendung von monatlich S 2.000 pro Künstler möglich macht.“

Das Modell sah so aus, dass auf Antrag der Landesregierung das Ministerium eine Prämie von 1.000 Schilling pro Monat, die Landesregierung den mindestens gleich hohen Betrag bewilligte.

Diese Förderung erhielt Beer bis zu ihrem Tod 1987, wobei das Land Vorarlberg seinen Anteil stufenweise von 1.000 Schilling im Jahre 1972 über 2.000 Schilling (1976), 3.500 Schilling (1981) bis auf 4.000 Schilling (1983) steigerte, der Anteil des Ministeriums wurde 1973 einheitlich für alle Bundesländer auf 1.250 Schilling erhöht. In der Begründung hieß es regelmäßig: „In Anbetracht Ihrer schriftstellerischen Leistungen und Ihrer finanziellen Lage gewährt Ihnen die Vorarlberger Landesregierung für die Dauer des laufenden Jahres eine Förderungsprämie in der Höhe von [...] pro Monat.“ Aus einer Aufstellung in den Akten der Abteilung IIc, die vermutlich 1983 anlässlich einer Anfrage im Landtag erstellt wurde, geht hervor, dass das Land Vorarlberg bis 1983 insgesamt 318.400 Schilling an monatlichen Förderungsprämien an Natalie Beer ausbezahlt hatte, der Bund insgesamt 180.000 Schilling.

In ihrem Dankschreiben vom 6. Februar 1972 schrieb Beer an den Landeshauptmann:

„Wohl habe ich etwas Erspartes, mit dem ich die restlichen Bauschulden bezahlen könnte (oder müsste), was ich mich jedoch in Anbetracht meines gesundheitlichen Zustandes nicht getraue, da der Mensch einen Notgroschen braucht. Umsomehr danke ich herzlich für Ihre Zusage und hoffe,

Sie, das Land und meine zahlreichen Leser auch fürderhin nicht zu enttäuschen, wozu ich mir seit Jahrzehnten aufrichtig Mühe gebe. Leider ist, wie Sie jedenfalls wissen, der Lesehunger nach einer gemäßigten Literatur sehr zurückgegangen. Aber, auch der Schriftsteller kann nicht aus seiner Haut.“

Neben dieser regelmäßigen Förderung erhielt Natalie Beer 1973 zu ihrem 70. Geburtstag eine Ehrengabe von 10.000 Schilling. Anlässlich dieses Festes lud der Landeshauptmann Beer und ihre engsten Angehörigen auch zu einem Essen auf dem Gebhardsberg ein.

Am 7. Jänner 1977 musste sie an Landeshauptmann Keßler melden: „Nichtsdestoweniger hat mich das Steueramt wegen Haus- Grund und Autobesitzes vermögenssteuerpflichtig gemacht. Trotzdem wir hier noch beim Landeswohnbau- fund und bei Wüstenrot nicht abgezahlt haben.“

1977 erhielt der Verlag Welsermühl einen Druckkostenbeitrag für die Mundarterzählung „s’ Lisabethle goht of d’ Reis“ von 12.000 Schilling. Beer erhielt 5.000 Schilling für „Mehrkosten“ anlässlich der Herausgabe von „s’ Lisabethle“. 1983, als Geschenk zum 80. Geburtstag, ordnete Dr. Keßler die Überweisung von 1.000 Schilling an die Österreichische Post- und Telegrafverwaltung zwecks Anschlussumwandlung in einen ganzen Anschluss für Natalie Beer an.

Neben der finanziellen Förderung wurde Natalie Beer auch ideell geehrt, und zwar nicht nur durch das Land Vorarlberg. Eberhard Tiefenthaler führt in seiner Einführung zu dem Band „Funde am Lebensweg“ von 1983 folgende Preise an:

„Sie ist Trägerin des Literaturpreises des Landes Vorarlberg (1963 und 1973), des Ehrenringes ‚Dem deutschen Gedicht‘ vom Deutschen Kulturwerk (1967) und des Boga-Tinti-Lyrikpreises¹² (Wien 1974). 1975 wurde sie mit dem Dichtersteinschild und mit dem Silbernen Ehrenzeichen des Landes Vorarlberg ausgezeichnet. 1967 wurde ihr vom österreichischen Bundespräsidenten der Berufstitel ‚Professor‘ verliehen.

Den Ehrenring der Marktgemeinde Rankweil trägt sie seit 1978, jenen der Gemeinde Au seit 1981. Dieser Tage wird ihr die Franz-Michael-Felder-Medaille für Verdienste um die Literatur in Vorarlberg überreicht. Weitere Auszeichnungen in Österreich und Deutschland und Ehrungen anlässlich von Geburtstagen dürfen hier übergangen werden. Die genannten Auszeichnungen allein schon machen deutlich, welche Anerkennung sich Natalie Beer mit ihrem dichterischen Werk erworben hat.“⁴³

Tiefenthaler führt die Reihe der Ehrungen ohne politische Gewichtung an. Es wurde schon erwähnt, dass das Deutsche Kulturwerk eine rechts stehende Organisation war. Der Verein Dichterstein Offenhausen, gegründet 1963, der die Dichtertage in Offenhausen bei Wels veranstaltet hat, die ein Treffpunkt von Rechtsextremisten und Neonazis waren, war „eine rechtsextreme Kleingruppe mit kulturpolitischen Zielsetzungen“⁴⁴ und wurde 1999 vom österreichischen Innenministerium verboten. Den Professorentitel erhielt Beer nicht, wie öfter in der Presse behauptet wurde,⁴⁵ auf Betreiben des Landes Vorarlberg, sondern auf Initiative des Österreichischen Schriftstellerverbandes, übrigens gleichzeitig mit der 1902 geborenen Theater- und Kabarettregisseurin und Schauspielerinnen Stella Kadmon, der Gründerin des Theaters der Courage in Wien, die das Dritte Reich in Palästina überlebt hatte.

Was Natalie Beer für ihre Leser repräsentierte, geht besonders klar aus einem Brief hervor, den der Verein der Vorarlberger in Wien am 31. Oktober 1975 an die Autorin anlässlich der Verleihung des Silbernen Ehrenzeichens des Landes Vorarlberg schrieb:

„Ihr künstlerisches Schaffen hat nicht nur die kulturell aufgeschlossenen Menschen in Vorarlberg mit unvergänglichen Werten bereichert. Es war einer der prägenden Faktoren für das Vorarlberg-Bild bei allen Lesern deutscher Zunge, die Ihre Werke schätzen. Gerade in unserer Zeit, in der es zur Mode geworden ist, den Erfolg im Ausland durch Heimat-Beschimpfungen zu suchen, gebührt einer Künstlerin, bei

der aus jeder Arbeit die echte und tiefe Liebe zur Heimat spricht, der Dank des Landes.“⁴⁶

Die Verleihung der neu geschaffenen Franz-Michael-Felder-Medaille für Verdienste um die Literatur Vorarlbergs 1983 an Eugen Andergassen, Natalie Beer und Gertrud Fussenegger erfolgte auf Initiative des langjährigen Leiters der Kulturabteilung im Amt der Vorarlberger Landesregierung, Hofrat Arnulf Benzer, der auch die Laudatio hielt.⁴⁷ In der Presseaussendung zur Verleihung heißt es in vornehmer Umschreibung der tatsächlichen politischen Vergangenheit der Geehrten:

„Anlässlich der 14. Ordentlichen Generalversammlung 1982 in Bartholomäberg (30. Oktober 1982) wurde einstimmig beschlossen, daß die ersten Empfänger dieser Medaille die Senioren unter den Dichtern unseres Landes sein sollen: Natalie Beer (1903), Eugen Andergassen (1907) und Gertrud Fussenegger (1912). [...] Dr. Arnulf Benzer wird ‚Leben und Werk‘ der Geehrten würdigen und auf deren umfangreiches und vielgestaltiges Schaffen hinweisen. Sie haben Jahrzehnte hindurch Vorarlbergs Literatur maßgeblich mitbestimmt und in Lyrik, Prosa, Drama und Hörspiel Eindrucksvolles und Bleibendes geleistet. Alle drei sind außerdem Zeugen ihrer Epoche, die wie die Zeit Felders voller Umbrüche und wechselnder Wertungen war und deshalb die Dichter in besonderer Weise herausforderte.“⁴⁸

Dass diese Senioren alle in irgendeiner Weise mit dem Nationalsozialismus verbunden waren – Andergassen hatte ein Widmungsgedicht an den Führer verfasst –, wurde nicht erwähnt. Der Text der Urkunde für Natalie Beer lautet folgendermaßen:

„In ihrem Leben und Werk wird stets ihre Abkunft aus dem Bregenzerwald erkennbar. Höhepunkt ihrer Verbundenheit ist die mit Fleiß und Könnerschaft nacherlebte Geschichte der Vorarlberger Barockbaumeister. Ihren Erzählungen und Romanen verlieh sie den Stil volksnaher Empfindung, welcher auch im Volksschauspiel eine dramatische Aus-

formung erhalten hat. Aus ihrer gepflegten Lyrik spricht frauliche Feinfühligkeit mit Gespür für menschliche Tiefe. Schoppernau, am Todestag Franz Michael Felders, den 26. April 1983.“

Bei der Preisverleihung waren auch der Landesbischof Bruno Wechner und der Landeshauptmann anwesend, die Berichte in beiden Zeitungen, in den „Vorarlberger Nachrichten“ und in der damals noch gemäßigt oppositionellen „Neuen Vorarlberger Tageszeitung“, sind völlig frei von kritischen Tönen. Die „Neue“ vermerkt allerdings, dass Benzer in seiner Laudatio, in der der Begriff der Heimat im Mittelpunkt stand, „vor der versammelten Vorarlberger Literatenprominenz mehrere Seitenhiebe an die ‚progressiven‘ Kollegen“ austeilte.⁴⁹

Bis 1983 lebte Natalie Beer also als angesehene und von offiziellen Stellen geförderte Autorin in Vorarlberg, als Verkörperung der anti-modernen Heimatliteratur. Doch dann patzte Beer selbst ihre bis dahin offiziell noch immer weiße Weste mit braunen Flecken an. Die dunkle „vergottete Suu“, der „schwarze Maa“, als der sie Kindermund identifiziert hatte, war stärker als der weiße Loden ihres Kostüms. Mit der Veröffentlichung ihrer Autobiographie „Der brennende Rosenbusch“ und den darin enthaltenen offenen Bekenntnissen zu nationalsozialistischem Gedankengut ließ sie eine Bombe platzen. Noch am 17. Juni 1983, also zu ihrem 80. Geburtstag, erschien ein langer Glückwunschartikel von Liselotte Hanl in den „Vorarlberger Nachrichten“, in dem es hieß:

„Doch bevor dieses, von den frühen fünfziger Jahren bis heute entstandene umfangreiche Oeuvre wächst und reift, führt das Leben Natalie Beer in eine Epoche der Not und des Ausgestoßenseins. Das Kriegsende und der Zusammenbruch werden auch für sie zum Waterloo und reißen sie hinab aus frisch erklommenen Dichterhöhen. Bettelarm und mit Schreibverbot belegt, kehrt sie 1945 nach Rankweil zurück und muß sich mehrere Jahre durch Gelegenheitsarbeiten das Brot verdienen. [...] Befragt, auf

welcher Seite sie politisch von 1939-1945 stand und wie sehr sie sich mit dem Nationalsozialismus identifizierte, verneint Natalie Beer: ‚Ich muß sagen, ich habe daneben gelebt. Innsbruck hat mir etwas gebracht, was ich vorher nie hatte – ich war frei, ich konnte schreiben, das war alles was zählte.‘⁵⁰

Die Ereignisse um Natalie Beers 80. Geburtstag – zu dem übrigens der ebenfalls braune Literaturhistoriker Professor Herbert Cysarz mit folgenden Worten gratuliert hat: „Unvergänglich holde, rätselsüße Natascha! Sursum deinem Werk, salutem deinem Schaffen, Ergehen, Befinden! Dein innigst, Herbert Cysarz.“⁵¹ – verlaufen zweigleisig. Einerseits erschienen ihre Memoiren, „Der brennende Rosenbusch“, in dem sie ihre nationalsozialistische Vergangenheit ausführlich thematisiert, andererseits der Sammelband „Funde am Lebensweg“, der unter dem Titel „Die uns Größtes schenken“ Erzählungen über Künstler wie Bach, Beethoven, Bruckner, Mozart oder Dürer, dann in der Rubrik: „Was das Leben schreibt“ Erzählungen von Frauenschicksalen, „Auf Reisen erschaut“: Reiseberichte aus Italien, Frankreich und Griechenland, und in „Wie es einmal war“ autobiographisch fundierte Geschichten und Gedichte versammelt, also sozusagen die gereinigte und dem Geschmack des bürgerlich-katholischen Lesepublikums angepasste Version ihres Lebenswerks.

Am 17. Juni 1983, zu Beers 80. Geburtstag, sollte dieser Band als offizielle Festgabe in Rankweil präsentiert werden. Im Vorwort von Tiefenthaler heißt es:

„Die Vollendung des achtzigsten Lebensjahres dieser markanten Vorarlberger Dichterpersönlichkeit war der unmittelbare Anlaß für die mit Unterstützung des Landes Vorarlberg, der Marktgemeinde Rankweil und der Rheticus-Gesellschaft erfolgte Herausgabe dieses Buches, das die Freunde der Jubilarin als Ausdruck tiefsten Dankes verstanden wissen wollen, als längst schuldige Gabe der Heimat, mit der die Dichterin so tief verwurzelt ist, für die sie arbeitete und aus der sie die Kraft für ihr Schaffen – manchen Anfeindungen und Enttäuschungen zum Trotz – zeitlebens schöpfte.“⁵² –

Mit der Erzählung ihres eigenen „Frauenlebens“ und den pro-nationalsozialistischen Äußerungen im „Brennenden Rosenbusch“ brachte sie nun ihre Förderer, den Landeshauptmann, den Direktor der Landesbibliothek Dr. Tiefenthaler, die Rheticus-Gesellschaft und den Franz-Michael-Felder-Verein in einige Verlegenheit. In einem Aktenvermerk für den Landeshauptmann vom 15. Juni 1983 schrieb der damalige Leiter der Kulturabteilung im Amt der Vorarlberger Landesregierung, Dr. Kunrich Gehrler:

„Inzwischen hat sich folgendes ereignet: Gestern wurde ein zweites Werk von Frau Prof. Beer, nämlich das im Stocker-Verlag erschienene Werk ‚Der brennende Rosenbusch‘ präsentiert. Dieses Buch enthält politisch äußerst bedenkliche Passagen (Auszüge liegen bei).

Deshalb ergibt sich die Frage für Dr. Tiefenthaler und den Gefertigten, ob eine Teilnahme an der Präsentation in Rankweil trotzdem zweckmäßig ist, zumal der Inhalt des im Stockerverlag erschienen Buches öffentlich bekannt ist und durch die Medien (ORF, Neue) bereits distanziert publik gemacht wurde.

Es besteht die Gefahr, daß im Falle der Teilnahme von Landesvertretern von außen her ein Konnex zur Landesregierung bzw. zur Landeskulturpolitik hergestellt wird.“

Der Aktenvermerk trägt eine handschriftliche Notiz: „LH [Landeshauptmann, U.L.] hat via Dr. Kräutler den Gefertigten beauftragt seine Grüße und Glückwünsche zu überbringen. Er selbst wird im Hinblick auf den AV [Aktenvermerk, U.L.] nicht mehr sprechen.“

Der Eindruck des Buches wurde durch ein Rundfunk-Interview noch übertroffen, das Michael Köhlmeier, der prominenteste Vertreter der von Hofrat Benzer bei der Verleihung der Felder-Medaille an Beer attackierten „progressiven“ Kollegen, mit Natalie Beer gemacht hatte und das am 2. Juli in Ö Regional gesendet wurde. Darin fiel z. B. die Äußerung, dass „Hitler [...] nicht mehr imstande [war], Leute zu finden, die so wie er wirklich das Gute gewollt hätten und getan hätten,“ über die Juden heißt es: „und die Juden, das ist natürlich ein dunkles Kapitel, das muß ich hier selbst sa-

gen, das sagen alle, und ich meine schon, obwohl diese 6 Millionen, von denen man redet, auch aus der Luft gegriffen sind,“ und zum Schluss sagt Beer auf die Frage, ob sie es leichter gehabt hätte, wenn sie sich nach dem Krieg vom Nationalsozialismus distanziert hätte: *„Ich hätte es leichter gehabt, aber der Geist, das Geistige, ich meine das geistige Erbe, das der Nationalsozialismus gebracht und den Menschen eingeprägt hat, das ist ein sehr starkes Erbe gewesen, und ich schaue heute noch alle, die nachher wieder zu Kreuz gekrochen sind, als lauter Verräter an und lauter Leute, die einfach keinen Charakter hatten.“*⁵³ In einem Artikel im „Profil“, „Starkes Erbe“ vom 1. August 1983, wird Landeshauptmann Keßler mit folgender Rechtfertigung zitiert: *„Für den Landeshauptmann und Landeskulturreferenten Herbert Keßler ist die Situation jetzt peinlich: ‚Natürlich‘, sagt er, ‚verurteile ich alles, was in Richtung nationalsozialistischer Tendenzen läuft.‘ Im übrigen verweist er auf ihre ‚internationale Anerkennung – vor allem im Bodenseeraum‘ – und darauf, daß sie ‚in ihrer literarischen Arbeit sehr viel für die Heimatforschung getan hat.‘ Von ihrer politischen Einstellung habe er bis zum Interview gar nichts gewußt. Und: ‚Es hat bisher nie Kritik und Reaktionen aus empfindlichen Kreisen oder von entsprechenden Institutionen gegeben.“*

Aufschlussreich ist auch die Reaktion der Öffentlichkeit: Die „Salzburger Nachrichten“ berichteten in einem Artikel zum selben Thema Folgendes: *„Daß ein Anlaß wie dieser 38 Jahre nach Kriegsende immer noch brisant ist, ergab auch eine ORF-Diskussion, die in Hörerbeiträgen fast ausschließlich bedenkliche Sympathiebezeugungen für Natalie Beer und den Mut, ihre Einstellung auch heute noch zu bekennen, brachte.“*⁵⁴

In einem Leserbrief zum Ö-Regional-Interview in der „Neuen“ erhob der Bludenzer Rechtsanwalt Andreas Brandtner weniger Einwände gegen Natalie Beer als gegen die Kulturpolitik, die sie bisher gefördert hatte:

„Ich hab‘ sie mir angehört, die Natalie Beer. Der Skandal ist meines Erachtens der, daß eine Schriftstellerin, die heute

noch den Nationalsozialismus samt Hitler hochjubelt, die Rudolf Heß als ‚Kämpfer der Friedens‘ bezeichnet, die das Wort ‚Demokratie‘ nicht über die Zunge bringt usw., in unserem Land derart hochgejubelt und mit Auszeichnungen nur so überhäuft wird. Z. B. letzthin mit der Felder-Medaille. Ich ersuche hiemit insbesondere den Felder-Verein, darzulegen, wie es zu dieser Preisverleihung kommen konnte. Welch Geistes Kind diese Natalie Beer auch heute noch ist, war ja bekannt.“⁵⁵

Der Felder-Verein nahm in einem Leserbrief von Vorstandsmitglied Prof. Heinzle zu diesen Vorwürfen Stellung und rechtfertigte sich damit, dass die Kriterien für die Verleihung der Felder-Medaille „ausschließlich künstlerische und nicht politische“ seien. „Selbstverständlich distanziert sich der Felder-Verein eindeutig von den neonazistisch anmutenden Äußerungen der Dichterin, er kann aber niemandem die Freiheit der eigenen Meinung absprechen.“ Diese eindeutige Distanzierung wird aber in der Folge wieder relativiert: viele Menschen hätten sich im Laufe ihres Lebens in ihren politischen Einschätzungen geirrt, später aber aus Einsicht oder Erfahrung die Konsequenzen gezogen. Andere seien bei ihrem früheren Urteil geblieben, wie Brecht, der sich auch durch die Massenmorde der Stalinära nicht vom Kommunismus hätte abhalten lassen. Zu Beers Entlastung wird gesagt, dass man ihr „ganzes, nicht immer leichtes Leben und ihr imponierendes Gesamtwerk berücksichtigen und sie nicht nur nach einigen Äußerungen abqualifizieren [sollte], die sie mit dem vielleicht doch schon etwas getrübbten Blick einer Achtzigjährigen gemacht hat.“

Auch im Landtag kam die Affäre zur Sprache, und zwar in der Kulturdebatte zum Rechenschaftsbericht. Der Kultursprecher der SPÖ, Alwin Riedmann, attackierte die ÖVP, die Beer „als ‚Vorzeigedame der Vorarlberger Kulturpolitik‘ verwendet“ habe, und die „Altherrenriege des Felder-Vereins“, der sich diesen Vorstellungen angeschlossen habe. Der ÖVP-Abgeordnete Dr. Franz Bernhard empfand die Äußerungen Beers als „einen Schlag ins Gesicht all jener [...], die während der NS-Diktatur verfolgt waren oder gar sterben

mußten.“ Dr. Arnulf Häfele von der SPÖ „stellte die Frage, ob es nicht gefährlicher sei, Beer in Vorarlberger Schulen, wie das häufig geschehen sei, lesen zu lassen. Während man auf der anderen Seite einer international anerkannten Autorin wie Renate Welsh Schul-Lesungen untersage, wie das vor wenigen Tagen der Fall gewesen sei.“⁵⁶

Die Landesförderung für Natalie Beer wie auch die Zuwendungen des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst wurden auch nach dieser Affäre fortgeführt wie bisher, obwohl Natalie Beer in einem Brief dem Landeshauptmann geschrieben hatte, auf die Prämie verzichten zu wollen, da sie nun durch die LVG als Altersversorgung rückwirkend ab 1. Juli 1983 monatlich 4.079 Schilling erhalte. „Daher glaube ich sagen zu dürfen, daß eine weitere Unterhaltungsprämie der Vorarlberger Landesregierung nicht mehr notwendig erscheint. Es werden dann auch wohl die bösen Mäuler gestopft, die mir in diesem Sommer das Leben sehr schwer gemacht haben.“ Soviel zu Natalie Beer. Aus heutiger Sicht kann man diese Ereignisse als Indiz für die moralische Indifferenz oder auch für die Sympathie sehen, die in weiten Kreisen in Österreich bis in die Achtzigerjahre, genauer bis zur Waldheim-Affäre, gegenüber Mitläuferfiguren und auch gegenüber standhaften Nationalsozialisten, wie Natalie Beer eine war, herrschte.

Die literaturpolitische Situation in den 70er Jahren

Dass sich hinter den Turbulenzen um Beers Memoiren noch andere, nämlich literarische Konfliktfelder verbergen, soll nun gezeigt werden. Es ging hierbei auch um einen Paradigmenwechsel in der Literatur, um einen Generationenwechsel bei den Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Dominierten bis in die Sechzigerjahre in Vorarlberg Vertreter der Heimatliteratur oder christliche Autoren wie Franz Michel Willam, Adalbert Welte, Richard Beitl, Eugen Andergassen, Anna Hensler, Anna Linder-Knecht oder Natalie Beer, so änderte sich das Panorama der Literatur in Vorarlberg seit den Siebzigerjahren grundlegend. Noch 1970 äußerte der

Kritiker Klaus Colberg in einem Interview mit Martin Walser in der Zeitschrift „Vorarlberg“ sein Erstaunen darüber, „[...] daß in Vorarlberg Literatur existiert.“⁵⁷ Und in einem Gedicht „Literatur IN Vorarlberg oder besser Literatur UND Vorarlberg“, das im selben Jahr in dieser Zeitschrift abgedruckt wurde, fasste die Verfasserin Inge Morscher-Dapunt, eine Vertreterin der jüngeren Autorengeneration, die Situation so zusammen:

„Literatur in Vorarlberg ist das Kochbuch der Fanny Amann.

Literatur in Vorarlberg ist ein Roman von Natalie Beer.

Literatur in Vorarlberg ist ein Gedicht von Cäcilie Theimer-Staggl.

Literatur in Vorarlberg ist der Anzeiger der Stadt Bludenz.“⁵⁸

In den Siebzigerjahren polarisierten sich die Gegensätze: einerseits bedeuteten sie einen Aufbruch in Richtung Moderne, andererseits sind sie auch die Zeit, in der die Gallyonsfigur der Vorarlberger Heimatliteratur, Natalie Beer, zahlreiche öffentliche Ehrungen erhielt. In diesem bewegten kulturellen und gesellschaftlichen Klima entstanden 1973 bis 1976 die Bregenzer „Randspiele“, als Gegenveranstaltung zu den Festspielen konzipiert und von der „Gruppe Vorarlberger Kulturproduzenten“ organisiert, die schon durch ihren Namen als Nachwirkung der 68er-Bewegung zu identifizieren ist. Die „Gruppe Vorarlberger Kulturproduzenten“, gegründet 1972, unter der Führung des Gründungsmitglieds und Obmanns Dr. Oscar Sandner, des langjährigen Kulturreferenten der Landeshauptstadt Bregenz, Kunsthistorikers, Ausstellungsmachers und Schriftstellers, bemühte sich bewusst um eine Öffnung und Internationalisierung und umfasste zahlreiche Künstler aus verschiedenen Sparten und Persönlichkeiten des Kulturlebens, etwa die bildenden Künstler Herbert Albrecht, Hubert Berchtold, Heinz Greissing und Gottfried Bechtold, die Schriftsteller Elisabeth Wäger-Häusle, Monika Helfer-Friedrich, Michael Köhlmeier, den Literaturvermittler und Schriftsteller Dr. Robert Blauhut, der durch zahlreiche Lesungen mit Vorarlber-

ger Autoren zu Beginn der Siebzigerjahre einer der Hauptanreger für die Gründung der „Kulturproduzenten“ war, den Komponisten Hubert Marte, den Journalisten und Verleger Walter Fink und den Publizisten Kurt Greussing, der Generalsekretär und Schriftführer war. Als Nicht-Vorarlberger waren etwa Martin Walser, Otto Breicha, der Herausgeber der Literaturzeitschrift „Protokolle“, und Peter Weiermair dabei. In den Siebzigerjahren lasen zahlreiche prominente Vertreter der österreichischen Gegenwartsliteratur in Bregenz, etwa Ernst Jandl, Friederike Mayröcker, Andreas Okopenko, Elfriede Jelinek und H. C. Artmann.

1977 nahm auch der Franz-Michael-Felder-Verein, der 1969 zur Herausgabe der Werke Felders gegründet worden war, sich aber auch anderen literaturpolitischen Aufgaben stellte, die neuen Entwicklungen, die sich in der heimischen Literatur zeigten, erstmals in sein Programm auf und publizierte einen Sammelband „Neue Texte aus Vorarlberg. Prosa I“, in dessen Vorwort der Innsbrucker Universitätsdozent Walther Methlagl – in deutlicher Abgrenzung zum Innsbrucker Universitätsprofessor Eugen Thurnher, der von einer Einheit der Vorarlberger Literatur ausging – schreibt:

„Eine geschlossene Repräsentation einer sogenannten bodenständigen Vorarlberger Literatur ist nämlich unmöglich und gäbe bei den Autoren wie auch Lesern zu Mißverständnissen Anlaß. Angesichts der Vielgestaltigkeit des Angebotenen, das sich in Form und Thema verschiedensten Anregungen und Autoritäten verpflichtet zeigt, ist es müßig, irgendeinen Anspruch auf eine dauerhafte regionale Literaturtradition zu erheben, der sich das gegenwärtige Schaffen als Folgeerscheinung harmonisch eingliedern würde. Weder ist das Land Vorarlberg dominierender Darstellungsgrund – was ohnehin eine fragwürdige Traditionsbasis wäre –, noch gibt sich derzeit, etwa durch konsequente Literarisierung regional typischer Sprechweise und Stileigenart oder durch nachhaltig wirkende Gruppenbildungen unter den Autoren, eine für dieses Schaffen kennzeichnende Beständigkeit zu erkennen.“⁵⁹

Die Beiträge stammen tatsächlich von einer neuen Autorenrunde: Reinhold Bilgeri, Robert Blauhut (geb. 1911), der Älteste in dieser Runde, Robert Büchel, Monika Helfer-Friedrich, Michael Köhlmeier, Christian Mähr, Inge Morscher-Dapunt, Ingrid Puganigg, Günter Salzmann, Ingo Springenschmid und Elisabeth Wäger-Häusle.

Der „Neue-Texte“-Band löste unter den Mitgliedern des Felder-Vereins heftige Debatten aus. Dr. Elmar Grabherr, langjähriger Landesamtsdirektor im Amt der Vorarlberger Landesregierung, einer der einflussreichsten Beamten des Landes und wie Beer ehemaliges Parteimitglied, trat unter Protest aus dem Verein aus. Die lokalen Rezensionen schwankten zwischen Lob für die neue Richtung und Klagen über den Verlust an Tradition. Am schärfsten beklagte man den Mangel an traditioneller Heimatliebe. An die Autorinnen und Autoren erging der Vorwurf, dass sie „weder mit dem Namen, noch mit der Gesinnungssubstanz Vorarlberg recht zimperlich umgehen.“⁶⁰

Im Dezember 1977 eskalierte der Streit: Reinold Simma, der Pfarrprovisor von Damüls und Verehrer und Förderer von Natalie Beer, hatte an Prof. Eugen Thurnher in Innsbruck einen Brief geschrieben, der sehr negative Urteile über einige Vorarlberger Autoren enthielt. Thurnher hatte ihm am 15. Jänner 1977 im gleichen Sinne geantwortet, Simma wiederum verschickte Thurnhers an ihn privat gerichtetes, aber auf Universitätspapier verfasstes Schreiben an verschiedene Persönlichkeiten des Landes, unter anderem auch an Natalie Beer, die diesen Brief in ihrem Nachlass aufbewahrt hat. Darin hieß es unter anderem:

„Sie haben mir mit Ihrem Brief aus der Seele gesprochen. Ich denke ganz wie Sie über die Personen, die Sie anführen. Dabei bin ich bemüht, wo ich etwas mitzureden habe, den guten alten Hausgeist zu bewahren, der in unserem Vorarlberger Ländle lebt (oder lebte). Mit Gestalten wie Blauhut und Sandner weiß ich ebenso wenig anzufangen wie Sie. Das ist leeres Gerede, wie Sie sagen, nicht einmal gutes Deutsch, von der menschlichen Haltung gar nicht zu reden! Ich mache aus meiner Meinung in den Gremien, in denen ich sitze, auch kein Hehl. Allerdings mit wech-

selndem Erfolg. Immer wieder werden diese lächerlichen Figuren von der LR gefördert, erhalten Subventionen und Unterstützungen, weil sie ja die Kultur ‚produzieren‘. Sie haben ja die ‚Kreativität‘ gepachtet, alles was nicht in ihre ideologische Richtung paßt, wird als reaktionär abgetan. Sagen Sie Ihre Meinung einmal ganz offen dem Landeshauptmann, ich tue es auch, vielleicht können wir gemeinsam etwas erreichen. Es wäre zum Segen des Landes! Diese Kreaturen brauchen ja Subventionen, weil kein Mensch ihren Dreck liest, so daß er nur unter die Leute zu bringen ist, wenn andere die Unkosten übernehmen. [...] Ja, es ist vieles wirklich traurig bestellt. Aber wir müssen versuchen, zu retten, was zu retten ist. Und lieber möchte ich untergehen, als mit diesen Brüdern gemeinsame Sache machen.“

Am 12. Dezember 1977 erschien dieser Brief in der „Neuen Vorarlberger Tageszeitung“, gemeinsam mit einem Kommentar „Böses Pauschalurteil“ von Walter Fink, auch andere Leserbriefschreiber, zum Beispiel Elisabeth Wäger-Häusle, reagierten heftig und fühlten sich an die Nazizeit erinnert. Simma erhob dann in einem Leserbrief im Jänner 1978 unter anderem gegen einige Publikationen der „modernen“ Autoren, Oscar Sandners „Strukturen in Molasse“ und Michael Köhlmeiers „Like Bob Dylan“, den Vorwurf der Pornographie und beschimpfte den Fink's Verlag, in dem diese Werke erschienen waren: „Das ist kein Fink-Verlag, sondern ein Schmierfinkverlag.“⁶¹

Trotz dieser anti-modernistischen Hetzkampagne des Pfarrprovisors und Beer-Freundes Simma stand im 1979 erschienenen Lyrikband der „Neuen Texte“ auch ein Gedicht von Natalie Beer, „Flüchtige Flammen (aus einem Zyklus)“ neben Texten von Oscar Sandner, Michael Köhlmeier, Monika Helfer-Friedrich, Ingo Springenschmid, Roland Jörg oder Ingrid Puganigg.

In der Folge dieser öffentlichen Kontroversen kam es schließlich zur Gründung des Vorarlberger Autorenverbandes. Während des 1. österreichischen Schriftstellerkongresses

in Wien vom 6. bis 8. März 1981⁶² entstand eine „Resolution von Vorarlberger Autoren“, die auf diese Diffamierungen Bezug nimmt:

„Seit Ende der sechziger Jahre gibt es in Vorarlberg eine literarische Bewegung, die ein beachtliches Werksverzeichnis nachweisen kann. Die offizielle Kulturpolitik hat dies kaum registriert, und wenn doch, dann meistens in Form von pauschalen Diffamierungen. Die bevorzugten Vokabeln in diesem Zusammenhang waren ‚progressiv‘ und ‚pornographisch‘. Solche Diffamierungen wiegen in Vorarlberg so schwer, daß man sich eigentlich gar nicht mehr dagegen wehren kann. Allein schon die VERWENDUNG des Wortes ‚pornographisch‘ wird als Beweis für seine Richtigkeit genommen. Es wird überflüssig, sich von seiner Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu überzeugen.“⁶³

Es berührt doch etwas seltsam, dass die sich selbst durchaus als „progressiv“ verstehenden Literaten, die gegen verkrustete Verhältnisse angetreten waren, die Bezeichnung „pornographisch“ als diffamierend empfunden haben, anstatt sich darüber einfach hinwegzusetzen. Zu den Vorstandsmitgliedern der ersten Stunde zählten Michael Köhlmeier, Kurt Bracharz, Ingo Springenschmid und Oscar Sandner. Die Liste der Gründungsmitglieder umfasste 31 Namen. An erster Stelle steht Natalie Beer, dann folgen Andergassen, Sandner, Beitzl, Dragaschnig, Springenschmid, Embacher, Bracharz, Schmidt, Puganigg usw. Max Riccabona war trotz seines unbestrittenen Ranges, den er sich inzwischen durch eine Reihe von Zeitschriftenpublikationen und durch die Veröffentlichung seines „Halbgreyffer“-Romans 1980 errungen hatte, nicht dabei. Laut Auskunft des damaligen Obmanns des Autorenverbandes, des Dornbirner Rechtsanwaltes und späteren grünen Stadtvertreters Dr. Günther Hagen, war der Grund dafür die Mitgliedschaft von Natalie Beer, die Riccabona manchmal scherzhaft „Fatalie“ oder „die feuchte Furche“ nannte. Riccabona habe es abgelehnt, als ehemaliger Häftling des KZ Dachau einem Autorenverband beizutreten, in dem eine Schriftstellerin Mitglied war, die die Meinung vertrat, „Brederis war auch schlimm“ – Brederis war das An-

haltelager, in dem nach 1945 die ehemaligen Nationalsozialisten in Vorarlberg interniert waren. Noch schlimmer wäre es gewesen, wenn Riccabona Beers „Brennenden Rosenbusch“ gelesen hätte, in dem sie berichtet, der Gauleiter Hofer habe ihr wegen ihrer Beziehung mit ihrem christlich engagierten Verlobten Dr. Wolfgang Hahn mit Dachau gedroht:

„Entweder Sie heiraten und treten aus dem Dienst aus oder aber Sie geben diese Liaison auf und bleiben in ihrem Amt. Das müssen Sie einsehen.“

„Nein, Herr Gauleiter, das sehe ich nicht ein. Das erstere ist nicht möglich, weil es an gegebenen Voraussetzungen, auch an einer Behausung oder Wohnung fehlt. Das andere nicht, weil ich Dr. H. nicht verlassen will.“

„Hm – hm. Haben Sie noch nie etwas von Dachau gehört?“
„Gehört schon, aber ich glaube es nicht. Und wenn ich das glauben muß, was andere im Geheimen flüstern – dann ist es besser, ich lege das Parteiabzeichen gleich hier ab, Herr Gauleiter. Seit wann stellt man Frauen vor die Zwangsentcheidung einer Heirat und droht ihnen mit einem Arbeitslager, und dies in Tirol?“

Heute weiß ich nicht mehr, woher ich den Mut nahm, so zu antworten. Aber ich sah Gefahr, auch für meine Bücher, deren allerbeste Kritiken er wohl kannte.“⁶⁴

Die Mitgliedschaft Beers im Autorenverband, gegen die man sich eigentlich verwahren wollte⁶⁵, sei dadurch zustande gekommen, dass Landeshauptmann und Landeskulturreferent Dr. Herbert Keßler darauf bestanden habe, der Autorenverband müsse ein Verband für alle Schriftsteller sein und also auch Natalie Beer, Eugen Andergassen und Gudrun Embacher als Mitglieder aufnehmen, die nicht zur Gruppe der „Progressiven“ gehörten, wenn er eine Stimme im Kuratorium des 1981 durch einen Vertrag zwischen dem Land Vorarlberg und dem Franz-Michael-Felder-Verein gegründeteten, aber personell noch nicht besetzten Franz-Michael-Felder-Archivs erhalten wolle.⁶⁶

Dieses literaturpolitische Detail ist interessant in verschiedener Hinsicht. Einerseits ist es symptomatisch für die öster-

reichischen, nicht nur die Vorarlberger Verhältnisse. Riccabona hat schon dreißig Jahre vorher die tolerante Behandlung ehemaliger Nazis und die schäbige von ehemaligen KZ-Häftlingen in Österreich auf den Punkt gebracht, wenn er in einem Brief an Josef Kegele in Wien vom 3. März 1953, in dem er sich um eine Entsendung als Delegierter der Bundeshandelskammer im Orient bewarb, schrieb: „Es ist eben heute leider einer besser dran, wenn er nach 1945 in Brederis, als wenn er vor 1945 in Dachau gesessen ist, und sind die Nazi ja anscheinend sogar regierungsfähig geworden.“⁶⁷

In „Auf dem Nebengeleise“ schreibt er über die Situation der ehemaligen KZ-Häftlinge in Österreich in seiner eigenwilligen literarischen Diktion:

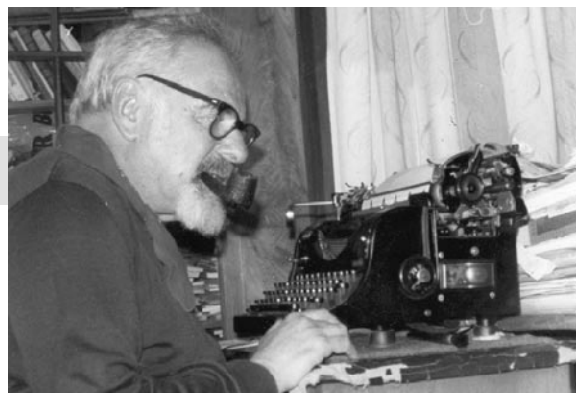
„wir ehemaligen vertanen aus jenem stillen winkel allumfassender deutscher reichsgemütlichkeit von damals haben hier in der europäischen mitte einen gewissen ruinenhaften plakativwert. Die gegenwärtig regierenden behörden sind daher an einem noch einige Zeit dauernden dahinvegetieren unserer noch lebendigen cadaver interessiert, insoweit dies im rahmen eines von den ehemaligen quälherren organisierten sozialen friedenswerkes möglich ist, um den touristen aus den ehemals ebenfalls vom braunen deutschen geistes- und gemütsdreck überschwemmt ländern sand in die augen zu streuen und sie zu übertölpeln. Wir sollen also wie die fetzen einer nicht mehr aktuellen reklame im edlen wind unserer landschaft flattern, um zu verheimlichen, daß die teilweise aus höchsten erzbischöflichen kreisen stammenden befürworter des nazismus wieder fast restlos das leben in diesen alpinen territorien, wo wir langsam zu verrecken auch jetzt noch verdammt sind, beherrschen.“⁶⁸

Bezeichnend für die Nachkriegssituation in Österreich ist auch, dass kaum jemand etwas von Riccabonas KZ-Erinnerungen hören wollte. Er hat mehrfach erzählt, dass er gerne mit einem jungen Menschen in Briefkontakt getreten wäre, der ihn nach seinen Erfahrungen gefragt und ihm so geholfen hätte, dieses Buch zu schreiben. Kurt Bracharz etwa hat dieses Ansinnen zurückgewiesen. Ein Grund war

sicher auch die experimentelle Art, in der Riccabona seine KZ-Erlebnisse schilderte, die von manchen als zynisch empfunden wurde.

Doch zurück zum Autorenverband und der Verdrängung von Max Riccabona durch Natalie Beer bei der Gründung 1981: Es gibt zu denken, dass eine Autorengeneration, die im Zeichen des Aufbruchs gegen die bestehenden Verhältnisse (um es einmal so auszudrücken) angetreten war, es ohne Widerstand akzeptiert hat, dass eine ehemalige Nationalsozialistin einem erklärten Gegner des Nazi-Regimes, KZ-Häftling und Vertreter der Widerstandsbewegung vorgezogen wird, um Subventionen und kulturelle Repräsentativität zu erlangen. Wie weit die Tatsache und die Gründe für Riccabonas Nicht-Mitgliedschaft den anderen Autoren bekannt waren, ist jedoch eine offene Frage. Ingo Springenschmid etwa, ebenfalls ein Mitglied der ersten Stunde, berichtet, dass es damals von Seiten der sehr einflussreichen Autoren Bracharz und Köhlmeier eine ausgesprochene Feindschaft gegen alles gegeben hätte, was als „experimentell“ galt, und dass deshalb sich niemand für Riccabona besonders stark gemacht hätte. Natalie Beer jedenfalls trat eine Woche nach der Aussendung des schon erwähnten Interviews mit Michael Köhlmeier am 2. Juli 1983 aus dem Autorenverband aus. Riccabona wurde dann doch noch Mitglied.

Max Riccabona hatte sich in den siebziger Jahren mit einer Reihe von Lesungen und Zeitschriftenveröffentlichungen außerhalb Vorarlbergs einen respektablen literarischen Namen gemacht und schon damals Züge eines literarischen Mythos erworben. Bereits 1965 hielt er eine legendäre Lesung aus dem „Halbgreyffer“ im Forum Stadtpark Graz, über die Wolfgang Bauer in der „Kleinen Zeitung“ in einem begeisterten Artikel mit dem Titel „Sätze wie donnernde Bisons“⁶⁹ berichtete. 1969 erschienen in der „Frankfurter Allgemeinen“ Riccabonas Erinnerungen an Joseph Roth⁷⁰. Die Tiroler Kulturzeitschrift „Das Fenster“ und die Wiener „Protokolle“ hatten 1975 Beiträge aus dem „Halbgreyffer“⁷¹ bzw. ebenfalls über Riccabonas Erinnerungen an Joseph Roth⁷² gebracht, weitere Beiträge folgten. In der Wiener Avantgar-



dezeitschrift „Freibord“ erschienen seit 1977 immer wieder Texte von Max Riccabona. In Vorarlberg, dessen Schriftsteller experimentellen Schreibweisen gegenüber viel weniger aufgeschlossen waren als etwa die Kollegen in Wien oder Graz, blieb Riccabona ein Solitär.

Auf den Vorarlberger Autorenverband war Riccabona auch nicht angewiesen, wenn es um die Mitgliedschaft in einer Schriftstellervereinigung ging: Schon 1975, also bereits zwei Jahre nach der Gründung 1973, wurde Riccabona, möglicherweise auf Vermittlung von Andreas Okopenko, der Riccabona in dieser Sache einen Brief geschrieben hatte,⁷³ in die Grazer Autorenversammlung aufgenommen, im gleichen Jahr wie Köhlmeier und Helfer-Friedrich. Oscar Sandner und Gottfried Bechtold von den Vorarlberger Kulturproduzenten zählten zu den Gründungsmitgliedern der GAV. Max Riccabona besuchte deren Jahreshauptversammlungen regelmäßig und leidenschaftlich gerne und fühlte sich dort bei den Mitgliedern der Wiener Gruppe und den Avantgardisten literarisch und vielleicht auch menschlich viel mehr zu Hause als in Vorarlberg, wo er ein großer Außenseiter blieb. Es soll auch noch erwähnt werden, dass es damals noch einen Vorarlberger PEN gegeben hat, der eng mit dem PENClub Liechtenstein verbunden war. Der Präsident Manfred Schlapp, der den Club 1978 gründete und mit dem Riccabona regelmäßig korrespondierte und Kontakte hatte, wollte auch Gedichte von Riccabona für die Zeitschrift „Zifferblatt“,⁷⁴ die seit 1978 erschien. Der Beitrag kam nicht zustande, weil Riccabona nicht bzw. zu spät reagiert hat.

Direkte finanzielle Förderungen oder Ehrungen von Seiten des Landes Vorarlberg hat Max Riccabona keine bekommen. Im Gegenteil. Meinrad Pichler hat in seinem Vortrag bei der Riccabona-Tagung in Feldkirch im März 2005 Folgendes berichtet:

„Die weitgehende Freistellung von der Notwendigkeit materieller Reproduktion und von gesellschaftlichen Pflichten schützte aber nicht gänzlich vor demütigender Verfolgung;

beispielsweise durch eine kleinliche Landesbürokratie, die für die bescheidene Opfer- und Unterhaltsrente in den ersten Jahren immer wieder neue psychiatrische Gutachten verlangte. Die beschämenden Schikanen hatten bereits 1953 begonnen, als ein penibler Schreibtischtäter die Haftentschädigungssumme nach unten korrigierte: Riccabona hatte den Monat Mai 1945, nachdem er wegen seiner Flecktyphuserkrankung erst am 19. Juni nach Hause gekommen war, in seine Haftdauer mit eingerechnet; die Bescheidersteller bestanden allerdings auf dem 29.4.1945, dem Tag der Befreiung des Lagers Dachau durch amerikanische Truppen, als Haftende und ersparten dadurch dem Landesbudget einige hundert Schilling.“⁷⁵

Auch Literaturpreis hat Max Riccabona vom Land Vorarlberg keinen bekommen, auch kein Silbernes Ehrenzeichen, obwohl er als Landesvorsitzender der Österreichischen Demokratischen Widerstandsbewegung am Aufbau des Landes in der französischen Besatzungszeit mitgearbeitet hatte und Ende 1946 die gesamtösterreichische Tagung der Widerstandsbewegung nach Feldkirch brachte und damit auch „einen frühen Beitrag zur Integration Vorarlbergs in die 2. österreichische Republik“ leistete.⁷⁶

Seit den späten achtziger Jahren wurde Max Riccabona jedoch von Vorarlberger Kulturinstitutionen wiederholt gewürdigt: Vom 20. Juli bis 3. September 1989 zeigte das Vorarlberger Landesmuseum eine Sommerausstellung über Max Riccabona als Schriftsteller und bildenden Künstler, die „Vorarlberger Nachrichten“ schrieben damals:

„An ihm scheiden sich schon seit langem die Geister: Ist der heute 74jährige Feldkircher DDR. Max Riccabona der ‚bedeutendste Schriftsteller Vorarlbergs‘ (so ernstzunehmende Literaturexperten) oder ein clownesker Scharlatan? Ist er, der nun schon seit Jahrzehnten in seinem quasi freiwillig verordneten ‚Exil‘ in Lochau lebt, ein Mann mit dem tragischen Schicksal eines Hölderlin oder Robert Walser oder nur ein Lebenskünstler, der es sich auf seiner Spielwiese des Privatisierens wohl sein läßt? Nun, eines ist Max Riccabona gewiß – ein origineller Zeitgenosse, ein

gebildeter, geistreicher, kreativer Kopf, der zweifellos auch seinen zeitgeschichtlichen Stellenwert besitzt.“⁷⁷

1991 erhielt Max Riccabona den neu geschaffenen ersten Ehrenpreis des Vorarlberger Buchhandels, einen Preis, der an Schriftsteller und Wissenschaftspublizisten vergeben werden kann. Bei der Preisverleihung, die in der Höheren Technischen Lehranstalt Rankweil stattfand, antwortete Riccabona auf die Frage, was er mit seinen damals 76 Jahren zu dieser Ehrung sage, mit ironischer Grandezza: „*Sie kommt wohl etwas früh... Wenn man bedenkt, was ich publiziert habe*“.

1993 erschien, vom Direktor des Landesmuseums Dr. Swozilek und dem stellvertretenden Leiter der Landesbibliothek, Dr. Meusburger, herausgegeben, der Band „Poetastrophen“ mit faksimilierten Gedichten und Texten aus dem „Halbgreyffer“ und 1995 die von mir edierten KZ-Erinnerungen „Auf dem Nebengeleise“. Bei der Präsentation zu Riccabonas 80. Geburtstag im Wirtschaftspark Götzis im Rahmen der Ausstellung „Die Österreichische Nationalbibliothek stellt sich vor“ durch das Felder-Archiv und den Haymon-Verlag sprach Landtagspräsident Dipl.-Volkswirt Siegfried Gasser, Landeshauptmann Purtscher, der auch angefragt worden war, hatte sich wegen Zeitmangels entschuldigen lassen. Zu der Veranstaltung wurde Max Riccabona in einem dunkelblauen Dienst-BMW der Vorarlberger Landesregierung mit Chauffeur gebracht. Gewisse späte Ehren sind Max Riccabona also doch noch zuteil geworden, wenn sie auch nicht an die offizielle Verehrung heranreichen, wie sie Natalie Beer seinerzeit genossen hat. Aber das hätte vielleicht auch nicht zum Stil von Max Riccabona gepasst.

An Herbert Keßler hat Riccabona einen einzigen Brief geschrieben, der im Nachlass erhalten ist. Darin gratuliert er Keßler zur Wahl zum Landeshauptmann und bietet ihm seine Dienste als politischer Jugendbildner an:

„Nächstes Jahr ist ja das 20jährige Jubiläum der Befreiung unserer Heimat. Ich könnte nun retrospektiv einen Bericht

über meine Tätigkeit geben und wie ich die Entwicklung gesehen habe. Ich könnte mir weiter vorstellen, dass ich zum Beispiel in gewissen Zeitabständen Referate über weltpolitische Fragen halte, zum Beispiel den Fall Chrustchew. Da ich zwei politische Hochschulen besucht habe, Konsularakademie Wien absolviert und 2 Semester sciences politiques in Paris, wäre ich durchaus in der Lage die entsprechenden Darstellungen zu geben.“⁷⁸

Auch Diskussionen über Probleme wie „Die Psychologie des neuen Soldatentums“ oder über das Lehrerproblem hätte Riccabona gerne initiiert:

„Ich habe vor allem diese beiden Probleme herausgekehrt, weil es sich um spezifische Jugendprobleme handelt und die Erweckung des politischen Interesses der Jugend eine vitale Frage für das neue Team darstellt. Angesichts der ideenmässigen Petrifizierung der SPÖ und progressiven Senilität von deren Funktionären könnten wir mit echten neuen Ideen, Lösungsmöglichkeiten eine fast revolutionäre Umwandlung des Jungwählers erreichen.“

Antwort auf diesen Brief ist keine erhalten. Ob Keßler ihn erhalten hat, ist fraglich, da nicht feststellbar ist, ob Riccabona ihn überhaupt abgeschickt hat. In einem Telefonat hat sich Altlandeshauptmann Keßler jedenfalls nicht daran erinnert. Aber auch wenn er ihn bekommen hätte: Max Riccabona als Politischer Bildner im Dienste der Landes-ÖVP ist schwer vorstellbar.

Man könnte nun abschließend noch versuchen, Berührungspunkte zwischen Beer und Riccabona festzustellen. Im Grunde sind beide Autoren isolierte Gestalten in der Vorarlberger Literatur geblieben. Weder die Heimatliteratur Beers noch die avantgardistischen Verfahren Riccabonas haben Schule gemacht, was im Falle Beer allgemeinere literarhistorische Gründe hat.

Wenn man aber nur lange genug in den Nachlässen stöbert, findet man doch noch Überraschungen: Im Nachlass von

Natalie Beer habe ich zufällig eine Rezension ihres Gedichtbandes „Traum des Weibes“ von 1947 gefunden, in dem das Gedicht steht, in dem die Wendung von der „feuchten Furche“ vorkommt,⁷⁹ Riccabonas scherzhafte Bezeichnung für Natalie Beer. Die Stelle aus dem Titelgedicht „Traum des Weibes“ lautet folgendermaßen:

*„Sag, weiß du noch – es taute, mitt’ im März.
Wir gingen in der Furche, ich voran
das Roß am Halfter führend und du schweigend
hinterm Pflug, den Blick zur Erd gesenkt.
Und dann, am End des Ackers, wir wendeten,
sah ich, wie du dein Auge von der Erde nahmst
und tief in seinen stillen, frohen Glanz
auffingst dein Weib und drüber fort die feuchte
Furche und das weite Tal, den Berg und all
den Himmel der Unendlichkeit.
Da lief ein Schauer mir durch alle Glieder,
ich fühlte mich gehüllt in deiner Erde
heimatliche Hut, in deiner Welt unendlich
weiten Blick.“⁸⁰*

Der Rezensent des „Vorarlberger Volksblattes“, der mit „SZ“ zeichnete, wohinter sich Dr. Artur Schwarz verbirgt, Gründungsmitglied, langjähriges Mitglied des literarischen Beirates des Franz-Michael-Felder-Vereins und 1985 Träger der Felder-Medaille, fand jedoch in anderen Gedichtes dieses Buches Anstößiges:

„Gefallen werden auch Gedichte wie ‚Ein Kindliches‘, ‚Dem Entfernten I‘ und ‚Daheim‘. Schade, daß sie mitten in Liedern auftauchen, in denen das Motiv der sinnlichen Liebe so naturalistisch angeschlagen wird, wie man es von einer Frau nicht gewohnt ist, noch hören mag. Unverhüllt finden wir hier plötzlich schlüpfrige, greifbare Symbolik, die das Werk in einzelnen Teilen der moralisch unsauberen Literatur zuweist. Für den Vorarlberger ist die Dichterin der erste heimische Poet, der niedrige Instinkte in realistischer Offenheit zu schildern wagte. Wer etwas auf Charakter gibt, wird dies aber ablehnen. Sigmund Freud würde jedenfalls damit etwas anzufangen wissen.“

Natalie Beer als Ahnfrau der Vorarlberger Pornographen – wer hätte das gedacht?

- ¹ Natalie Beer, *Der brennende Rosenbusch*. Graz: Leopold-Stocker-Verlag 1983, S. 109.
- ² Max Riccabona, *Auf dem Nebengeleise. Erinnerungen und Ausflüchte*, hg. von Ulrike Längle. Innsbruck: Haymon 1995, S. 6 f.
- ³ In: *Süddeutsche Sonntagspost*, 14. Februar 1932.
- ⁴ Beer, *Rosenbusch* (wie Anm. 1), S. 239.
- ⁵ Vgl. dazu vor allem Alois Hahn, „Identifikation und Selbstthematization“, in: *Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*, hg. von Alois Hahn/Volker Kapp. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987, S. 9-24.
- ⁶ Vorarlberger Landesarchiv, Amt der Vorarlberger Landesregierung IIc-313-3/1987. Für die Zitiergehenhmigung aus diesen Akten danke ich dem Amt der Vorarlberger Landesregierung.
- ⁷ Nachlass Natalie Beer, Felder-Archiv.
- ⁸ Natalie Beer, „Frühling“. In: „Völkischer Beobachter“, Wochenbeilage „Die deutsche Frau“, 10. April 1935, Folge 15.
- ⁹ Zu den bibliographischen Angaben siehe Natalie Beer, *Funde am Lebensweg. Erzählungen, Skizzen, Gedichte mit Vorwort und Bibliographie* von Eberhard Tiefenthaler. Bregenz: Eugen Russ Verlag 1983, S. 243 ff. Tiefenthaler spricht von 86 kleinen Beiträgen im „Holunder“ von 1930 bis 1938.
- ¹⁰ Diese Behauptung stimmt so nicht: zwischen 1930 und 1938 erschienen allein im „Holunder“ 86 Lyrik- und Prosabeiträge von Beer.
- ¹¹ Lebenslauf. In: Nachlass Natalie Beer, F. M. Felder-Archiv, Lebensdokumente.
- ¹² Ebenda.
- ¹³ Ebenda.
- ¹⁴ Karin Gradwohl-Schlacher, Natalie Beer. In: *Datenbank der Forschungsstelle Österreichische Literatur im Nationalsozialismus*, Universität Graz, Universitätsarchiv.
- ¹⁵ Ebenda.
- ¹⁶ Beer, *Rosenbusch* (wie Anm. 1), S. 90.
- ¹⁷ Ebenda, S. 100.
- ¹⁸ Beer, *Rosenbusch* (wie Anm. 1), S. 102.
- ¹⁹ Ebenda, S. 104.
- ²⁰ Ebenda, S. 183.
- ²¹ Ebenda, S. 183.
- ²² Ebenda, S. 184.
- ²³ Vorarlberger Landesarchiv, Taufbuch Pfarre Au (Mikrofilm).
- ²⁴ Für diese Mitteilung und die Übermittlung des Totenscheins danke ich dem Pfarramt Rankweil.

- ²⁵ Im Exemplar des „Brennenden Rosenbuschs“ aus der Vorarlberger Landesbibliothek, das aus der Bibliothek des früheren Bregenzer ÖVP-Bürgermeisters Dr. Karl Tizian stammt, sind diese Stellen unterstrichen.
- ²⁶ Beer, Rosenbusch (wie Anm. 1), S. 93 f.
- ²⁷ Beer, Rosenbusch (wie Anm. 1), S. 180.
- ²⁸ Alle Dokumente im Berlin Document Center. Für die Überlassung der Kopien danke ich Univ.-Prof. Dr. Klaus Amann von der Universität Klagenfurt.
- ²⁹ Klaus Amann, Der österreichische NS-Parnaß. Literaturbetrieb in der „Ostmark“ (1938-1945), in: NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch, hg. von Emmerich Tälös/Ernst Hanisch/Wolfgang Neugebauer/Reinhard Sieder. Wien: öbs und hpt, 2000, S. 570-596.
- ³⁰ Karl Müller, Zäsuren ohne Folgen. Das lange Leben der literarischen Antimoderne Österreichs seit den 30er Jahren. Salzburg: Otto Müller Verlag 1990, S. 319 ff.
- ³¹ Natalie Beer, „Als ich zum erstenmal den Führer sah“. In: Feierabend. Wochenbeilage zum „Vorarlberger Tagblatt“, 20 (1938) 13/14, 6. Ostermond 1938, S. 15 f., wo es u. a. heißt: *„Dann war er da. Der funkelnde schwarze Wagen fuhr ganz langsam durch die Straßen. Darin stand auf der rechten Seite vorn der Führer. Aufrecht stand er und erhob immer wieder die Hand zum deutschen Gruß. Im schlichten braunen Rock, das Antlitz geradeaus gewendet und doch mit den Augen alles und alle und jeden einzelnen wahrnehmend, der ihn begrüßte. Wunder erlebte jeder, der seinem Blick begegnete. Hoher Ernst, letztes Verantwortungsgefühl, Träger einer großen Last und Pflicht zu sein, im Gesamterfassen jedem einzelnen zu guter Einung gerecht zu werden, stand in seinem Antlitz geschrieben. Der Jubel, der ihm umbrauste, rührte ihn nicht an, gleichsam als ein Ueberweltlicher sah er in das Gesicht seines Volkes. Und ist doch nur einer von ihnen. Bei den einen brach die Begeisterung los in lauten Heilrufen, bei den andern drang die Stille und der feierliche Augenblick ins Herz und gebot ihnen Schweigen. Frauen sah man weinen, Kinder jubeln. Und die Absperkette wurde immer wieder von Kindern durchbrochen, die einen Blick vom Führer erhaschen wollten. Der Wagen war vorbei und dem Stadttinnen nahe. Und fernhin hörten wir die Rufe verhallen und verbrausen und der stille frühe Abend senkte sich über das große Erlebnis. Da ich heimzuschritt, allein unter Tausenden, die von dem Begegnen voll waren, lief es mir noch kalt und heiß über den Rücken. Was war das, wenn nicht die Stunde einer Begnadung, die Stunde einer Stille, die fortwirkt, solange das Leben in einem pulst?“* (S. 16) – eine Feststellung, die sich in ihrem Fall als wahr herausgestellt hat. In dieser Nummer des „Feierabend“ finden sich auch Texte von Will Vesper und Bruno Brehm und eine Abhandlung „Waren Hitlers Vorfahren Alemannen?“.
- ³² Nachlass Natalie Beer, Felder-Archiv.
- ³³ Nachlass Natalie Beer, Felder-Archiv.
- ³⁴ Mündliche Auskunft von Dr. Karin Gradwohl-Schlacher von der Grazer Forschungsstelle für Österreichische Literatur im Nationalsozialismus, der ich für ihre Hinweise herzlich danke.
- ³⁵ Beer, Funde (wie Anm. 9), S. XI.
- ³⁶ Ebenda, S. 246.
- ³⁷ Franz J. M. Ortner an Natalie Beer, Innsbruck, 13. 2. 1978, Nachlass Natalie Beer, Felder-Archiv.
- ³⁸ Beer, Rosenbusch (wie Anm. 1), S. 208 f.
- ³⁹ Karin Gradwohl-Schlacher, Neubeginn und Restauration. Literaturbetrieb in Graz 1945-1955. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz. Bd. 34/35 (2005), S. 303 - 333.
- ⁴⁰ Telefongespräch mit Altlandeshauptmann Dr. Herbert Keßler am 4. Juli 2005.
- ⁴¹ Diese und alle weiteren Informationen zur Förderung von Natalie Beer stammen aus dem Akt Vorarlberger Landesarchiv, Amt der Vorarlberger Landesregierung IIc-313-3/1987.
- ⁴² Dieser Preis wird vom Presseclub Concordia in Wien verliehen.
- ⁴³ Beer, Funde (wie Anm. 9), S. XIII.
- ⁴⁴ Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes.
- ⁴⁵ Z. B. von Alwin Riedmann im blickpunkt Vorarlberg, Juli 1983.
- ⁴⁶ Verein der Vorarlberger in Wien, an Frau Natalie Beer, Rankweil, Wien, am 31.10.1975. Nachlass Natalie Beer, Felder-Archiv.
- ⁴⁷ Mündliche Auskunft von Prof. Dr. Elmar Haller, dem damaligen Obmann des Vereins.
- ⁴⁸ Presseaussendung, Zweientwurf, Felder-Archiv.
- ⁴⁹ Felder-Medaille für drei verdiente Literaten. In: Neue Vorarlberger Tageszeitung, 30.5. 983, S. 8.
- ⁵⁰ Liselotte Hanl, Es gibt immer ein Licht, das leuchtet. Natalie Beer zum 80. Geburtstag am 17. Juni. In: Vorarlberger Nachrichten, 17.6.1983, S. 21.
- ⁵¹ Beer, Rosenbusch (wie Anm. 1), S. 273. Prof. Dr. Gertrud Ettenberger (Bregenz) teilte mir mündlich mit, dass Herbert Cysarz nach einem Vortrag in geselliger Runde versichert habe, nie eine Zeile von Natalie Beer gelesen zu haben.
- ⁵² Beer, Funde (wie Anm. 9), S. VIII.
- ⁵³ Zitiert nach „Vorarlberger Ehrung für Nazi-Anhängerin“. In: Blickpunkt Vorarlberg, August 1983, Nr. 8.
- ⁵⁴ „Fragwürdiges Bekenntnis. Kontroversen wegen Lebenserinnerungen von Natalie Beer“. In: Salzburger Nachrichten, 11.7.1983, S. 7.
- ⁵⁵ Andreas Brandtner, Bludenz: „Warum Natalie Beer?“ In: Neue Vorarlberger Tageszeitung, 5.7.1983, S. 13.
- ⁵⁶ Walter Fink, „Politische Auseinandersetzung um NS-Äusserungen der Autorin: Landtags-Kulturdebatte wurde zur Diskussion um Natalie Beer“. In: Neue Vorarlberger Tageszeitung, 7.7.1983.
- ⁵⁷ „...daß in Vorarlberg Literatur existiert.“ In: Vorarlberg 8 (1970) 3, Juli 1970, S. 41.
- ⁵⁸ Ebenda, S. 42.
- ⁵⁹ Walter Methlagl, Vorwort. In: Neue Texte aus Vorarlberg, Prosa I, hg. vom Franz-Michael-Felder-Verein. Bregenz: finks' verlag 1977, S. 7.

- ⁶⁰ Bericht über die Jahreshauptversammlung des Felder-Vereins in den Vorarlberger Nachrichten vom 13.12.1977. Zitiert nach Garold N. Davis, Die Idee „Heimat“ und ihr Fortleben in der österreichischen Literatur. In: Österreichische Gegenwart. Die moderne Literatur und ihr Verhältnis zur Tradition, hg. von Wolfgang Paulsen. Bern und München: Francke, 1979, S. 184.
- ⁶¹ „Literaten-Streit“ (Leserbrief von Reinold Simma, Pfarrprovisor in Damüls). In: Neue Vorarlberger Tageszeitung, 2.1.1978, S. 13.
- ⁶² Auch Natalie Beer erwähnt diesen Kongress in einem Brief vom 28.1.1981 an Landeshauptmann Keßler im Zusammenhang mit ihren Förderprämien: „Die Schriftsteller Österreichs (und auch von weiterher) sind Anfang März zu einem Kongress nach Wien geladen. Fahrt und Aufenthalt wird bezahlt. Der Kongreß, durch Milo Dor mit anderen ins Leben gerufen, soll ‚die Einheit der Autoren herstellen‘ und ‚Die Lage der österr. Schriftsteller dartun und verbessern.‘“ Vorarlberger Landesarchiv, Amt der Vorarlberger Landesregierung IIc-313-3/1987.
- ⁶³ Kopie im Felder-Archiv.
- ⁶⁴ Beer, Rosenbusch (wie Anm. 1), S. 146.
- ⁶⁵ Mündliche Auskunft von Kurt Bracharz.
- ⁶⁶ Telefongespräch mit Dr. Günther Hagen, 25.4.2005. Riccabona soll Hagen des Öfteren mit den Worten begrüßt haben: „Na, wir zwei gefallenen Engel des CV“.
- ⁶⁷ Nachlass Max Riccabona, Brenner-Archiv.
- ⁶⁸ Riccabona, Auf dem Nebengeleise (wie Anm. 2), S. 69.
- ⁶⁹ Wolfgang Bauer, „Dunkelkammerlesung im Forum Stadtpark: Sätze wie donnernde Bisons“. In: Kleine Zeitung, 26. 10. 1965.
- ⁷⁰ Max Riccabona, „Herr Roth im Café Tournon. Erinnerungen aus den letzten Tagen Joseph Roths“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.9.1969.
- ⁷¹ Max Riccabona, „Einführung in den Versuch einer neuen Form des Romans“. In: Das Fenster. Tiroler Kulturzeitschrift, Heft 16, 1975, S. 1671-1676.
- ⁷² Max Riccabona: „Nie besoffen, aber immer alkoholisiert. In memoriam Joseph Roth“. In: protokolle. Wiener Halbjahresschrift für Literatur, bildende Kunst und Musik 1975, Heft 2, S. 129-138.
- ⁷³ „Lieber Baron, soweit ich mich recht erinnere, wären Sie nicht abgeneigt, Mitglied der Grazer Autorenversammlung zu werden. Falls dies stimmt, senden Sie doch, bitte, etwas biographisches und visuell-lyrisches Material an unser Sekretariat [...]. Ich würde bei der nächsten Generalversammlung (ich glaube, im November) Ihre Aufnahme befürworten.“ Brief an Max Riccabona vom 28.8.1975, Nachlass Max Riccabona, Brenner-Archiv.
- ⁷⁴ Brief vom 21.3.1977
- ⁷⁵ Meinrad Pichler, „Vom angehenden Diplomaten zum ausschweifenden Literaten. Biografische Brüche im Leben des Dr. Max Riccabona“. Vortrag gehalten bei der Max-Riccabona-Tagung des Brenner-Archivs in Feldkirch am 28.4.2005. Der Tagungsband wird 2006 erscheinen. Ich danke Meinrad Pichler für die Überlassung des Vortragsmanuskripts.
- ⁷⁶ Ebenda.
- ⁷⁷ Edgar Schmidt, „Ein origineller Zeitgenosse“. In: Vorarlberger Nachrichten, 22./23.6.1989.
- ⁷⁸ Max Riccabona an Dr. Herbert Keßler, 4.11.1964. Nachlass Max Riccabona, Brenner-Archiv.
- ⁷⁹ Für den Hinweis, dass die Bezeichnung „feuchte Furche“ aus einem Gedicht von Beer stammt, danke ich Dr. Oskar Sandner.
- ⁸⁰ Natalie Beer, Traum des Weibes. Gedichte. Wien: Verlag G. Schmeidel 1947.